



Ausschneiden	Strg+X
Kopieren	Strg+C
Einfügen	Strg+V

statt Exzerpieren – Wie lernen Studierende heute?

Ethnographische Einblicke in den studentischen Alltag

I

Inhaltsverzeichnis

- 1** **Vorwort**
Ronja Geier

- 2** **Lernen Studierende nur noch zu Hause?**
Ronja Geier

- 9** **Von der Schwierigkeit, Arbeit
und Freizeit zu trennen**
Lisa Maria Schmedkord

- 13** **Lernen mit Moodle**
Carolin Ave

- 18** **Lehren mit Moodle**
Lisa Schellig

- 22** **Methodische Perspektiven: Eine Online-
und Whats App- Umfrage**
Matthias Valentin / Dennis Weil

- 30** **Impressum**

Vorwort

RONJA GEIER

Die Universität, so scheint es, ist mittlerweile zu einem Hotspot digitaler Medialität geworden.

Wirft man einen Blick in die Hörsäle, so sieht man immer öfter Studierende, die ihre Mitschriften auf Notebooks tippen oder mit der Aufnahmefunktion ihres Smartphones die gesamte Vorlesung aufzeichnen. Oftmals ist das jedoch gar nicht mehr nötig, da die Dozierenden bereits in der ersten Sitzung ankündigen, die Powerpoint Präsentation der Vorlesung Online zur Verfügung zu stellen.

Für das Studium außerhalb des Hörsaals stehen den Studierenden auf E-Learning-Plattformen unter anderem die Skripte zur Vorlesung, entsprechende Literaturempfehlungen und Aufgabenblätter als PDF-Dateien zum Download bereit. Darüber hinaus werden diese Plattformen für die Mitteilung von Informationen, dem Austausch von Lernmaterialien, der Suche nach Lerngruppen sowie der Abgabe von Übungsaufgaben und Studienleitungen genutzt. Den Zugang hierzu erhält man zumeist über den eigenen Uni-Account. Mit diesem Account lassen sich auch weitere Bereiche, wie beispielsweise die Anmeldung für Prüfungen und Veranstaltungen sowie die Suche und Bestellung von Büchern in der Online-Bibliothek verwalten.

Hiernach zeigt sich, dass die Nutzung digitaler Medien zu einem festen Bestandteil der studentischen Alltagspraxis geworden ist. Was das jedoch genau bedeutet und welche möglichen Folgen sich daraus ergeben, das haben wir im Rahmen des Seminars „Kopieren statt exzerpieren- Wie lernen Studierende heute?“ am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin untersucht. Die Vielschichtigkeit der Frage – wie lernen Studierende heute – zeigte sich bereits in den Diskussionen und der Erarbeitung eines Forschungskonzepts im Seminar. Wir versuchten, uns mit jeweils unterschiedlichen Schwerpunkten in Forschungsgruppen dieser Frage zu nähern. Unser Fokus lag hierbei auf den Lern- und Arbeitsorten sowie der Mediennutzung von Studierenden. Wir konzentrierten uns also auf zwei Fragen:

- Wo findet Studieren heute statt?
- Welche Rolle spielt Moodle?

Diese Forschungsarbeit ist als eine Exploration im Feld des studentischen Alltags aufzufassen. Die wissenschaftliche Intention, die ihr zugrunde liegt, besteht darin, anhand des erhobenen Materials weiterführende Fragen zu entwickeln, Perspektiven aufzuzeigen und Möglichkeitsräume zu eröffnen. Ebenso lässt sich ein explorativer Charakter hinsichtlich des methodischen Vorgehens verzeichnen.

Im Seminars haben wir uns mit verschiedenen Methoden zur medialen Forschung befasst. Dabei lernten wir im interdisziplinären Kontext beispielsweise den methodischen Ansatz der Cultural Probes¹ kennen, der im Rahmen eines Designprojekts entwickelt wurde. Die Methode der Netnographie² verdeutlichte uns zudem, dass auch methodische Klassiker der Ethnographie ein relevantes Vorgehen in der Forschung zu medialen Phänomenen sein können.

In den Methoden der Europäischen Ethnologie liegt ein innovatives Potential, das den Umgang mit Medien, eingebettet in das alltägliche Leben der NutzerInnen, untersuchen lässt.

Literatur

- Gaver, Bill/Tony Dunne/Elena Pacenti, «Cultural Probes», in: interactions Vol. 6, Issue 1, Januar/Februar 1999, S. 21-29, URL: <http://ellieharmon.com/wp-content/uploads/01-28-Gaver-Cultural-Probes.pdf>, Zugriff am 16.08.2017.
- Kozinets, Robert V., «Netnography. Doing Ethnographic research online.», London: SAGE 2010.

1. Siehe hierzu: Gaver, Bill/ Dunne, Tony/ Pacenti, Elena (1999): Cultural Probes. In: interactions (Vol. 6, Issue 1, Januar/Februar 1999), S. 21-29. <http://ellieharmon.com/wp-content/uploads/01-28-Gaver-CulturalProbes.pdf> (Zugriff am 16.08.2017).

2. Siehe hierzu: Kozinets, Robert V. (2010): Netnography. Doing Ethnographic Research Online. London: SAGE

Lernen Studierende nur noch zu Hause?

RONJA GEIER

Der Beitrag geht davon aus, daß die orts- und zeitunabhängige Nutzung digitaler Medien zum studentischen Alltag gehört und stellt die Frage: Wo findet Studieren heute statt? Hierzu eröffnen die Interviews mit drei Studierenden Einblicke über die Wahl ihrer Lern- und Arbeitsorte¹.

Methodischer Ansatz

Der methodische Schwerpunkt dieser Arbeit liegt auf den leitfadenorientierten Interviews. Um in der Analyse einen relationalen Bezug zu den je spezifischen Merkmalen wie Alter, Hochschule, Studiengang, Semesteranzahl und Wohnsituation ziehen zu können, wurde dem Interview eine demographische Datenerhebung vorangestellt. Die Mental Map Methode ermöglichte eine visuelle Verortung der Lern- und Arbeitsorte der Befragten und eröffnete den kommunikativen Einstieg für das Interview. Die Fotoaufnahmen von den Befragten an ihren Lern- und Arbeitsplätzen dienen einerseits als Untersuchungsgegenstand für die Analyse und andererseits als Instrument zur Darstellung und Vermittlung der im Interview geschilderten Lern- und Arbeitsbedingungen. Durch das direkte Raumerleben während des bewegten Interviews wurden Strukturen, Gewohnheiten und Praktiken ersichtlich, die in einem Gespräch zumeist verborgen bleiben. Ebenso konnten die zuvor kartierten und beschriebenen Orte im realen Raum erfahrbar werden. In den folgenden Abschnitten werden die einzelnen qualitativen Forschungsmethoden genauer erläutert und charakterisiert.

1. Das leitfadenorientierte Interview

Gemeinsam mit meiner Forschungsgruppe arbeitete ich einen Interviewleitfaden mit insgesamt achtzehn Fragen aus, die sich unter vier Kategorien

zusammenfassen lassen: Die Fragen der ersten Kategorie legen den Fokus auf die jeweiligen Lern- und Arbeitsorte. Unter der zweiten Kategorie wird sowohl nach der Bedeutung als auch den Bedingungen dieser Orte gefragt. Hierbei wird vertiefend auf die Praktiken an diesen Orten eingegangen. Darauf beziehend, wird unter der dritten Kategorie „Tools“ nach der Verwendung analoger und digitaler Lern- und Arbeitsmittel gefragt. Eine kontextuelle Einbettung wird abschließend durch die Fragen der vierten Kategorie „Zeitmanagement“ geschaffen. Hierbei wird insbesondere auf die alltäglichen Strukturen, Planungen und Abläufe der Befragten Bezug genommen. Hinsichtlich der Analyse wurde zudem ein besonderer Fokus auf den Aspekt der Sozialität gerichtet.

Durch die vorformulierten Leitfragen wurde bei dieser Methode zwar ein themengebundener Bezug gefasst, sie setzte jedoch keine festen Vorgaben der Antworten voraus. Um eine starr wirkende Fragetechnik zu vermeiden, habe ich versucht, die Fragen situativ in das Gespräch einfließen zu lassen. Bei Unverständlichkeiten konnten die Fragen sinngemäß reformuliert werden und ließen sich je auf das Gesagte der InterviewpartnerInnen beziehen oder erweitern.²

Der Ethnologin Brigitta Schmidt-Lauber zufolge, liegt das Ziel eines qualitativen Interviews darin, „eine entspannte Erzählsituation zu schaffen, die es dem Gesprächspartner ermöglicht, seine Erfahrungen und Vorstellungen in einer ihm angemessenen und vergleichsweise gewohnten Form zur Sprache zu bringen.“³ Um den Rahmen einer solchen Erzählsituation zu schaffen, vereinbarte ich mit den InterviewpartnerInnen ein Vorgespräch, in dem ich ihnen das Thema der Forschung und das methodische Vorgehen vorstellte. Bei Unverständlichkeiten konnten die Fragen sinngemäß reformuliert werden und ließen sich je auf das Gesagte der InterviewpartnerInnen beziehen oder erweitern.

1. Während eines Interviews wurde ich von einem Forschungsteilnehmer gefragt, was genau unter Lernorten zu verstehen sei. Da er an einer Kunsthochschule studiert, würde er durch seine Arbeit an Projekten eher von Arbeitsorten sprechen. Hierdurch angeregt, habe ich mich dazu entschieden, sowohl von Lern- als auch von Arbeitsorten auszugehen.

2. Vgl. Schmidt-Lauber, Brigitte (2007): Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Silke Götttsch, Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2. Aufl. Berlin: Reimer Verlag, S.169-188, hier S. 169.

3. Schmidt-Lauber, Brigitta (2007): S. 175.

4. Vgl. Ploch, Beatrice (1994): Vom illustrativen Schaubild zur Methode. Mental Maps und ihre Bedeutung für die Kulturanthropologie. In: Greverus, Ina Maria (Hg.): Kulturtexte. 20 Jahre Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. Frankfurt am Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, S. 113-133, hier S. 120.

2. Mental Map

Für den Einstieg der Interviews fragte ich die GesprächspartnerInnen nach ihren Lern- und Arbeitsorten. Nach kurzen Überlegungen folgten ihre Antworten. Daraufhin gab ich ihnen eine topografische Stadtkarte von Berlin und bat sie, diese Orte mit farbigen Klebepunkten darauf zu markieren. Während sie ihre Markierungen setzten, begannen sie zu erzählen, weshalb sie an diesen Orten Zeit für die Uni verbringen. Der kommunikative Impuls, der bei den GesprächspartnerInnen angeregt wurde, ist eines der zentralen Merkmale der Mental Map Methode. Das Kartieren der Lern- und Arbeitsorte dient sowohl einer visuellen als auch kommunikativen Darstellungsweise kognitiver Prozesse.⁴ Diese jedoch recht abstrakte Charakterisierung der Methode ist auf ein psychologisches Konzept zurückzuführen, das Roga Downs und David Stea als kognitives Kartieren bezeichnen:

„Kognitives Kartieren ist ein abstrakter Begriff, welcher jene kognitiven und geistigen Fähigkeiten umfasst, die es uns ermöglichen, Informationen über die räumliche Umwelt zu sammeln, zu ordnen, zu speichern, abzurufen und zu verarbeiten. Es ist die Art und Weise, wie wir uns mit der Welt um uns herum auseinandersetzen und wie wir sie verstehen.“⁵

Hiermit ist ein Prozess beschrieben, der uns Informationen über Orte und Dinge in unserer räumlichen Umgebung kognitiv erfassen lässt und sie in Beziehung zueinander und zu uns selbst setzt. Zwar weisen das psychologische Konzept der kognitiven Kartierung und die Methode der Mental Map einige strukturelle Übereinstimmungen auf, dennoch unterscheiden sie sich hinsichtlich eines signifikanten Merkmals. Die kognitive Karte ist als eine rein mentale Konstruktion der Umgebung aufzufassen. Wohingegen mit dem methodischen Verfahren der Mental Map versucht wird, diese mentale Konstruktion bildlich oder sprachlich darzustellen.⁶ Insofern war es mit der Mental Map Methode möglich, die Lern- und Arbeitsorte der Befragten räumlich zu verorten, das Streckennetz, die jeweiligen Fortbewegungsmittel und die Fahrzeiten zu beschreiben und mit den Begründungen für die Wahl der jeweiligen Orte zu kontextualisieren.

3. Das bewegte Interview

Für das bewegte Interview traf ich mich am Morgen mit einem Forschungsteilnehmer bei ihm zu Hause. Während wir zusammen in der Küche seiner WG Kaffee tranken, entwickelte sich aus einem lockeren Gespräch der Einstieg in das Interview. Beim Kartieren der Lern- und Arbeitsorte erklärte er mir, welche Strecke wir gleich zu seiner Uni fahren und wie lang wir dafür brauchen werden. Nachdem ich seinen Arbeitsplatz zu Hause fotografiert hatte, gingen wir zur U-Bahn. Insgesamt habe ich den Teilnehmer über drei Stunden begleitet. Diese Art der Begleitung bezeichnen Melanie Keding und Carmen Weith als bewegtes Interview. Im Rahmen dieser Forschung eignete sich die Methode insbesondere deshalb, da unterwegs durch das direkte Raumerleben situative Gespräche angeregt wurden, die die Vertiefung mancher Interviewfragen ermöglichten.⁷ Zudem wurden die zuvor kartierten und beschriebenen Orte nun im realen Raum erfahrbar.

In der Uni zeigte mir der Forschungsteilnehmer seine verschiedenen Arbeitsbereiche. Die Führung endete an seinem festen Arbeitsplatz. Wie vereinbart, durfte ich ihn während er arbeitete an seinem Arbeitsplatz beobachten und fotografieren. Durch diese Art der teilnehmenden Beobachtung, die auch als Shadowing bezeichnet wird, wurden in einem relativ gewohnten Rahmen Strukturen, Gewohnheiten und Praktiken des Forschungsteilnehmers ersichtlich, die in einem Gespräch zumeist verborgen bleiben.

4. Die Fotoaufnahmen

Im Anschluss der Interviews habe ich alle Befragten an ihren Lern- und Arbeitsplätzen zu Hause fotografiert. Aufgrund von zeitlichen Überschneidungen war es mir möglich, nur einen der Befragten auf seinem Weg in die Uni zu begleiten und Fotoaufnahmen von ihm an seinem dortigen Arbeitsplatz zu machen. Deshalb habe ich die zwei anderen TeilnehmerInnen darum gebeten, ihre außerhäuslichen Lern- und Arbeitsorte selbst zu fotografieren und mir die Bilder zuzuschicken.⁸ Aus Perspektive der visuellen Anthropologie wird ersichtlich, dass Fotoaufnahmen sowohl Untersuchungsgegenstand der Analyse als auch Instrument für die Darstellung und Vermittlung sein können:

„Man kann [Bilder] als Quellenmaterial, als begleitende Feldnotizen und Protokollinstrument, als Dokument für die spätere Analyse, als Befragungstechnik, als Forschungsmethode,

5. Downs, Roga/ Stea, David (1982): Kognitive Karten: Die Welt in unseren Köpfen. New York: Harper & Row, S. 23.

6. Vgl. Ploch, Beatrice (1994): S. 120.

7. Vgl. Keding, Melanie/ Weith, Carmen (2014): Bewegte Interviews im Feld. In: Bischoff, Christine/ Oehme- Jüngling, Karoline/ Leimgruber, Walter (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern: Haupt, S. 131-142, hier S. 131.

8. Die Aufgabe für die ForschungsteilnehmerInnen, selbst Fotos ihrer Lern- und Arbeitsorte zu machen, ist dem methodischen Ansatz der »Cultural Probes« angelehnt, der im Kontext eines europaweiten Design Forschungsprojekts entstanden ist. Gaver et al. beschreiben »Cultural Probes« als eine Sammlung »aktivierender Aufgaben«, die die TeilnehmerInnen unter anderem dazu inspirieren sollen, ihre Umgebung unter »besonderen« Voraus-

setzungen wahrzunehmen und darzustellen. Der Ansatz ist für die Europäische Ethnologie interessant, da den Beforschten eine aktive Rolle zukommt, wodurch aus eigener Perspektive Einblicke in ihre Lebenswelt ermöglicht werden können. Siehe hierzu: Gaver, Bill/ Dunne, Tony/ Pacenti, Elena (1999): Cultural Probes. In: interactions (Vol. 6, Issue 1, Januar/Februar 1999), S. 21-29.

aber auch als Mittel der Lehre und Instrument der Vermittlung nutzen.“⁹

Insofern war es durch die fotografische Aufnahmemethode möglich, die in den Interviews geschilderten Bedingungen der Lern- und Arbeitsplätze – darunter gefasst die verschiedenen Lernmittel, die Atmosphäre, die Strukturen und Praktiken – bildlich zu erfassen und visuell erfahrbar zu machen.

Analyse und Interpretation

1. Studierende lernen und arbeiten meistens zu Hause

„Eigentlich lerne ich immer zu Hause. Meistens am Schreibtisch oder in meinem Bett, weil es bequem und gemütlich ist und ich dort ungestört alles machen kann was ich möchte.“

– Nellie

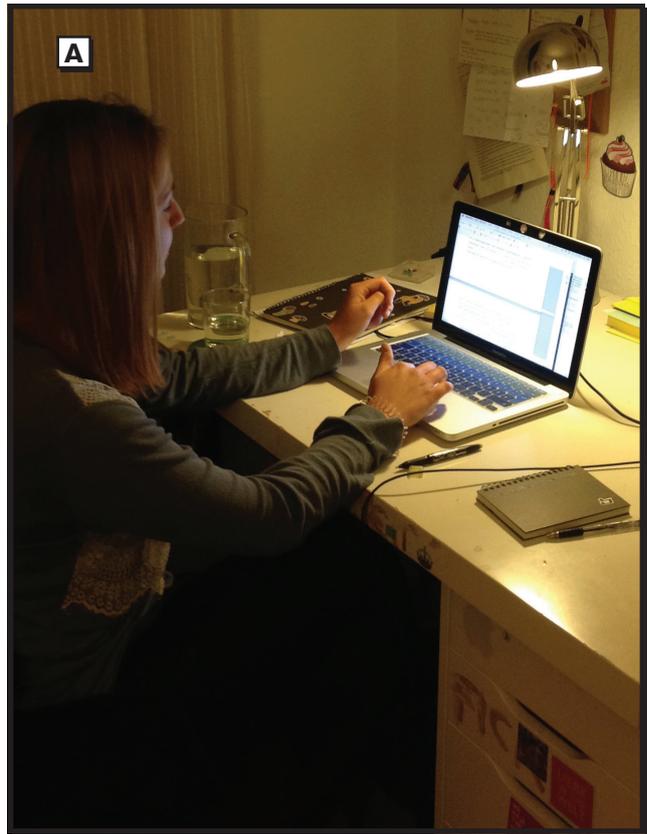
Das Zuhause ist für viele Studierende ein zentraler Ort zum Lernen und Arbeiten. Die Gründe hierzu sind jedoch sehr unterschiedlich. Wie Nellie in unserem Gespräch weiter ausführt, sei ihr zum Lernen eine ruhige und gemütliche Atmosphäre wichtig. Bei Störgeräuschen fiele es ihr schwer, sich zu konzentrieren. Zudem brauche sie die Freiheit sich bewegen zu können, Musik zu hören, zu essen und zu trinken. Aufgrund der diesbezüglichen Vorschriften, lernt sie nur selten in der Bibliothek.

Moritz hingegen mag die Atmosphäre offener und weitläufiger Räume. Mit einer Geräuschkulisse im Hintergrund, so sagt er, könne er sich am besten konzentrieren. Da er jedoch die „Stuhl-Tisch-Situation“ in Bibliotheken unbequem findet, lernt er zumeist in seinem Bett (Foto B).

„Wenn ich im Bett lerne, was ich auch eigentlich wirklich oft mache, müssen wenn es geht immer die Fenster offen sein, damit ich die Geräusche von der Straße mitbekomme und mein Zimmer nicht so beengt wirkt.“

– Moritz

Als ich Moritz für das Interview besucht habe, konnte ich feststellen, dass er keinen Schreibtisch besitzt. Für eine aufrechte Sitzhaltung im Bett positioniert er ein Sitzkissen an der Wand und lehnt sich mit



dem Rücken dagegen. Seine Fenster sind weit geöffnet.

Im Gegensatz zu den anderen, studiert Hans an einer Kunsthochschule und arbeitet hauptsächlich projektbezogen. Aufgaben und Tätigkeiten bestimmen die Wahl seines Arbeitsortes. Doch auch er gibt an, zu Hause zu arbeiten (Foto C)

„Texte lese ich meistens zu Hause. Wichtig ist, dass es ruhig ist. Manchmal lese ich auch in der Uni Bibliothek – aber nur, wenn ich auch schon vor Ort bin – ich würde zum Lesen nicht extra in die Uni fahren.“

– Hans

Da Hans, wie ich selbst erfahren konnte, einen weiten Weg bis zur Uni fahren muss, hat er eine genau geplante Arbeitsstruktur. Arbeiten, die Ruhe und Konzentration erfordern, widmet er sich zu Hause. Für Konzeptentwicklungen ist für ihn der Austausch mit anderen Studierenden notwendig. Hierzu nutzt er die Gruppenräumen in der Uni. Neben den Gruppenräumen stehen ihm unter anderem auch Werkstätten,

9. http://ellieharmon.com/wp-content/uploads/01-28-Gaver-CulturalPro_bes.pdf (Zugriff am 16.08.2017). 9 Vgl. Leimgruber, Walter/ Andris, Silke/ Bischoff, Christine (2013): Visuelle Anthropologie. Bilder machen, analysieren, deuten und

präsentieren. In: Hess, Sabine/ Moser, Johannes/ Schertl, Maria (Hg.): Europäisch- ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin: Reimer, S. 247-281, hier S. 249.

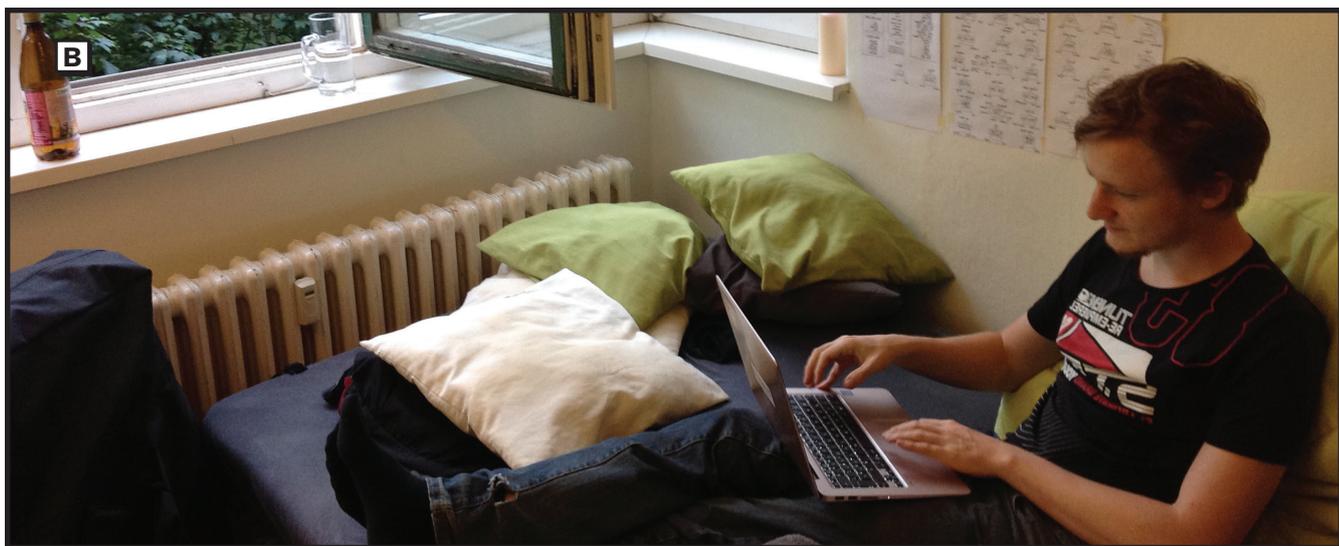


Foto- und Filmstudios, Computerräume und Einzelarbeitsplätze zur Nutzung offen.

Wie Hans mir erzählt, sind die Arbeiten an den Projekten oft sehr intensiv und erfordern viel Zeit, deshalb besitzen alle Studierenden einen eigenen Schlüssel für die Uni, sodass sie immer Zugang haben. Zum Ende des Semesters wird die Uni für viele zu einem zweiten Zuhause, deshalb richten sich alle ihre Arbeitsräume nach ihren Bedürfnissen ein. Als mir Hans seine Uni zeigt, konnte ich in einigen Räumen Kühlschränke, Kochplatten, Sofas und Matratzen sowie Tischtennisplatten und Kickertische sehen. Die Uni, so beschreibt Hans, sei für ihn „ein Ort zum Arbeiten und gemeinsamen Kreativsein.“

Diesen sehr unterschiedlichen Beschreibungen sind drei Aspekte zu entnehmen, die von den Befragten als relevante Bedingungen ihrer Lern- und Arbeitsorte dargestellt wurden:

- der Aspekt der Atmosphäre,
- der Aspekt der persönlichen Entfaltung,
- der Aspekt des Zeit- und Aufgabenmanagements

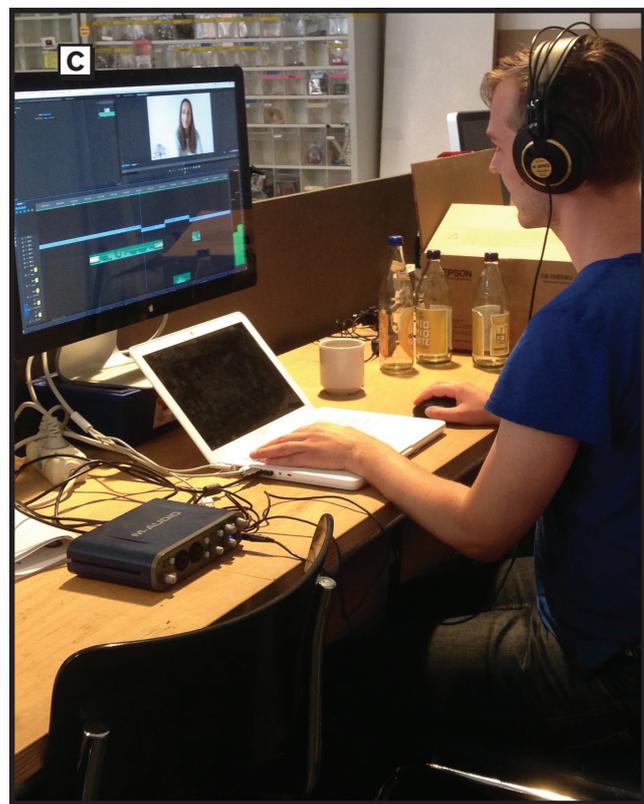
Der erste Aspekt scheint hierbei jedoch von wesentlicher Bedeutung zu sein: Alle Befragten gaben an, dass die Raumatmosphäre – ob sie ruhig und bequem oder offen, weitläufig und geräuscherfüllt sein mag – ihre Konzentration beeinflusst. Demnach scheint Atmosphäre¹⁰ etwas Grundlegendes zu sein, die über unsere Wahrnehmung einen Zustand der Konzentration oder Zerstreuung auslösen kann.

Wie sich anhand der Aussagen von Nellie, Moritz und Hans zeigt, lernen und arbeiten sie unter anderem alle zu Hause und haben je individuelle Vorstellungen von einer Arbeitsatmosphäre. Die Hypothese, dass Studierende meistens zu Hause lernen und arbeiten, ist demnach zwar zutreffend, lässt sich jedoch nicht allein auf den physischen Ort beziehen, sondern steht in Relation zu der Lern- beziehungsweise Arbeitsatmosphäre, die sich im privaten Raum,

entsprechend der individuellen Bedingungen und Bedürfnisse, leichter als an einem öffentlichen Ort herstellen lässt.

Der Aspekt der persönlichen Entfaltung wurde insbesondere von Nellie angeführt. Da in ihrem Philosophie-Studium die Textarbeit im Mittelpunkt steht, braucht sie während ihrer Lese- und Schreibphasen Ausgleichsbeschäftigungen. Da die Bibliothek für sie keine entsprechenden Möglichkeiten bietet und es in den Lesesälen verboten ist, Essen und Trinken mitzunehmen, lernt Nellie zu Hause.

Das Zeit- und Aufgabenmanagement wurde von Hans als wichtiger Aspekt genannt. Die Arbeit an



Projekten sowie die lange Fahrzeit zur Uni erfordern von ihm ein großes Maß an Planung und Struktur. Somit sind die Arbeitsschritte oftmals bestimmend für Hans' Arbeitsort. Wenn es für ihn nicht erforderlich ist, in die Uni zu fahren, arbeitet er von zu Hause aus, um Zeit zu sparen.

2. Studierende nutzen ausschließlich digitale Medien zum Lernen und Arbeiten

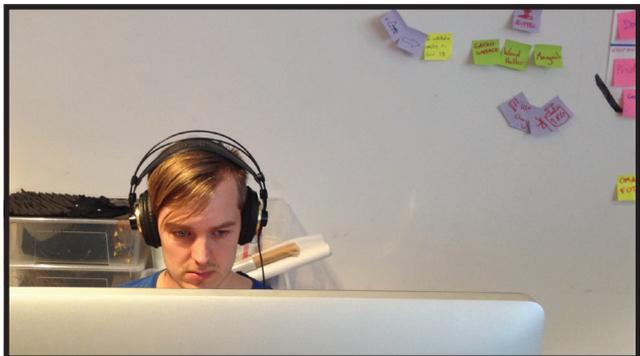
„In jeglicher Hinsicht ist der Computer mein wichtigstes Arbeitsgerät.“

– Hans

Wie die Aussage von Hans unterstreicht, ist die Nutzung digitaler Medien zu einem festen Bestandteil der studentischen Alltagspraxis geworden. Hierzu ist jedoch anzumerken, dass die Nutzungspraktiken sowohl digitaler als auch analoger Medien von den jeweiligen Studienfächern maßgeblich geprägt werden. Beispiele für die je fachspezifischen Prägungen sind den folgenden Aussagen der befragten Studierenden zu entnehmen.

Als Student im Fach Produkt Design ist die Nutzung digitaler Medien für Hans von großer Relevanz. Für die Entwicklung, Gestaltung und Visualisierung von Projekten nutzt er hauptsächlich seinen Computer. Für die Generierung von Ideen während des Entwicklungsprozesses verwendet er zudem auch analoge Arbeitsmittel: Entwurfsskizzen zeichnet er beispielsweise mit Stift und Papier, Post-its nutzt er in kollaborativen Arbeitsprozessen und zum Bauen von Modellen arbeitet er mit unterschiedlichsten Werkzeugen und Materialien.

„Atmosphäre bezeichnet zugleich den Grundbegriff einer neuen Ästhetik wie auch ihren zentralen Erkenntnisgegenstand. Die Atmosphäre ist die gemeinsame Wirklichkeit des Wahrnehmenden und des Wahrgenommenen. Sie ist die Wirklichkeit des



Wahrgenommenen als Sphäre seiner Anwesenheit und die Wirklichkeit des Wahrnehmenden, insofern er, die Atmosphäre spürend, in bestimmter Weise leiblich anwesend ist.“¹⁰

– Siehe hierzu: Böhme, Gernot (2013): Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Berlin: Suhrkamp Verlag, S. 34.

Ersichtlich wird, dass Hans aufgrund des hohen praktischen Anteils seines Studiums mit vielen unterschiedlichen Medien und Materialien arbeitet. Moritz hingegen studiert Mathematik. Sein Studium ist ausschließlich theoretisch ausgerichtet:

„Bei uns dreht sich eigentlich alles nur um die Bearbeitung diese Übungsblätter, die die Dozierenden hochladen. Wir müssen mindestens 50 Prozent der Aufgabenblätter gerechnet haben, damit wir zur Prüfung zugelassen werden.“

– Moritz

Für die Bearbeitung der Übungsaufgaben, sagt Moritz, brauche er einen Stift, einen Zettel, seinen Computer und das Internet. Die Zettel mit den bearbeiteten Aufgaben werden analog bei den TutorInnen eingereicht und korrigiert zurückgegeben. Wie Moritz sagt, ist es für ihn nicht erforderlich, Texte oder Bücher zu lesen, denn erklärt und besprochen werden die Aufgaben in den Tutorien und Vorlesungen. Hilfestellungen und Lösungsansätze zu den Aufgaben finde man zudem auch im Internet.

In den Fächern Philosophie und Sozialwissenschaften bildet die Textarbeit den Kern des Studiums. Zum Schreiben von Hausarbeiten, sagt Nellie, nutze sie ihren Computer. In den Veranstaltungen hingegen schreibe sie fast immer handschriftlich mit. Dies zum einen aus Gewohnheit und zum anderen wegen des Gefühls, sich durch das Schreiben mit der Hand die Inhalte besser einprägen zu können. Einen praktischen Zweck sieht sie in der Nutzung ihres Smartphones und Tablets. Hiermit kann sie an jedem Ort schnell und einfach Literatur recherchieren oder Begriffsdefinitionen nachlesen. Texte, die sie für ihr Studium liest, druckt sie allerdings meistens aus, um wichtige Abschnitte markieren zu können und an den Rändern Notizen zu vermerken. Am Computer liest sie selten, da sie sich hierbei nicht konzentrieren kann oder sich leichter ablenken lässt. Auch Hans verweist hierzu auf einen interessanten Aspekt:

„Da die Arbeit am Computer für meine Augen ziemlich anstrengend ist, drucke ich mir Texte zum Lesen meistens aus.“

– Hans

10. Gernot Böhme, Atmosphäre, S.34.

Wie sich an Nellies und Hans' Aussagen erkennen lässt, beansprucht die intensive Arbeit mit digitalen Medien das körperlich Befinden beziehungsweise die Konzentration. Die Nutzung analoger Medien wird dagegen als entspannend und weniger ablenkend wahrgenommen. Insgesamt lässt sich festhalten, dass die formulierte Hypothese zu absolut gefasst wurde. Anhand der Nutzungsweisen und Praktiken der befragten Studierenden zeigt sich, dass alle von ihnen sowohl digitale als auch analoge Medien in ihrem Studium nutzen. Die Vielfalt der genutzten Medien variiert je nach Studienfach. Das Lesen von ausgedruckten Texten sowie das handschriftliche Schreiben sind Praktiken, die immer noch der Gewohnheit entsprechen. Ebenso die Haptik des Schreibens, Markierens und Zeichnens auf Papier. Bis auf Hans stellt die Nutzung verschiedener Medien keine Bedingung für die Lern- und Arbeitsorte der Befragten dar.

3. Durch die Digitalisierung werden Studierende zu EinzelgängerInnen

„Ich lerne tatsächlich lieber alleine. Es gibt zwar so einen Mathe-Gruppenzwang, das heißt wir müssen die Aufgabenblätter eigentlich zusammen bearbeiten und einreichen. Doch meistens, zumindest meine bisherige Erfahrung zeigt, dass wir zwar als Gruppe die Zettel abgeben, doch teilen wir die Aufgaben für die Bearbeitung untereinander auf und bearbeiten sie allein.“

– Moritz

Der Aspekt des „Alleine-Lernens“, wie Moritz ihn aufzeigt, wird oft kritisch beurteilt. Studierende, so die Meinung vieler, haben durch die Digitalisierung keinen sozialen Austausch mehr mit ihren KommilitonInnen. Doch werden Studierende durch die Digitalisierung wirklich zu EinzelgängerInnen?

Wie Moritz näher erklärt, könne er für sich besser allein lernen, anderen helfe er jedoch oft bei der Bearbeitung der Aufgaben. Nellie hingegen lernt gerne in Lerngruppen. Da es praktisch ist, verabredet sie sich mit KommilitonInnen direkt an der Uni – wie etwa im Café der Fachschaft oder im Lesesaal des Instituts für Sozialwissenschaften. Allerdings schafft die Uni, ihrer Meinung nach, nur wenige Möglichkeiten für die Kommunikation unter Studierenden:

„Es geht. Also auf Moodle findet man schon immer eine Lerngruppe, wenn man eine sucht, aber ich finde, dass es in den Seminaren durchaus viel persönlicher sein könnte. Da ist es schon sehr anonym und jeder ist für sich.“

– Nellie

Hans findet die Zusammenarbeit mit KommilitonInnen ebenfalls als sehr wichtig. Im Austausch mit anderen, so sagt er, entstehe immer mehr als man allein zustande bringen kann. Zudem motiviere ihn

die gemeinsame Arbeit. Hierdurch entsteht oftmals eine ganz eigene Gruppendynamik, wodurch alle das Gefühl haben, gemeinsam produktiv zu sein.

Da Hans' Uni im Verhältnis zu der Humboldt-Universität und der Technischen Universität eine geringere Anzahl an Studierenden aufweist, besteht zwischen den Studierenden und Dozierenden ein enger Kontakt:

„Durch die Struktur, also dem Aufbau des Studiums arbeitet man von Anfang an auch immer gemeinsam. Somit kennt man sich, das trägt sich dann bis zum Ende des Studiums weiter. Zudem ist die Uni klein. Deshalb ist es wenig anonym – alle sprechen sich mit Vornamen an.“

– Hans

Worauf Nellies und Hans' Aussagen aufmerksam machen, ist die soziale Struktur, die durch die Universität beziehungsweise den Fachbereich gestiftet wird. Wie Nellie in ihrer Aussage erwähnt, lasse sich auf der E-Learning-Plattform Moodle zumeist der Kontakt zu Lerngruppen herstellen. Die Meinung von Hans zu Moodle ist hingegen sehr eindeutig; zwar existiert Moodle an seiner Uni, genutzt wird es jedoch von niemandem:

„Moodle ist unübersichtlich, es ist nicht leicht zugänglich und die Informationen sind nicht da. Zudem ist das Interface ziemlich schlecht und die Bedienung viel zu kompliziert.“

– Hans

Stattdessen nutzt er die Plattform Incom. Sie dient hauptsächlich der Kommunikation unter Studierenden und Dozierenden. Hierüber werden relevante Informationen, Projektplanungen und Organisationen mitgeteilt und besprochen. Die Plattform, so sagt er, sei Facebook sehr ähnlich. Viele teilen hier zum Beispiel die Ergebnisse ihrer Recherchen, damit auch andere davon erfahren können. Zudem generiert die Plattform sogenannte „Work Spaces“ zu den einzelnen Projekten in der Uni. Dort kann unter anderem der gesamte Prozess eines Projekts dargestellt werden, den andere mit Feedback kommentieren oder sich Anregungen für eigenen Projekte holen können. Moodle bietet zwar ähnliche Möglichkeiten für die Kommunikation unter Studierenden, in den geisteswissenschaftlichen Fachbereichen der Humboldt-Universität zu Berlin wird Moodle jedoch fast ausschließlich zum Herunterladen der Seminarliteratur genutzt, wodurch die Studierenden eine eher passive NutzerInnen Rolle einnehmen.

Dass E-Learning-Plattformen die Kommunikation und den sozialen Austausch unter Studierenden auch durchaus fördern können, zeigt sich anhand der beschriebenen Funktionen und Nutzungsmöglichkeiten von Incom: Die Darstellung von Ideen, Projekten und Arbeitsprozessen schafft demnach Transparenz,

fördert die Kommunikation und bietet Potenzial für Anregungen oder Hilfestellungen.

Bezugnehmend auf die formulierte Hypothese ist nun festzuhalten, dass es durch die Digitalisierung möglich geworden ist, allein oder gemeinsam an einem beliebigen Ort zu lernen und zu arbeiten, was vielen in Anbetracht ihrer individuellen Lern- und Arbeitsbedingungen entgegenkommt.

Die Sozialstruktur im Studium wird jedoch nicht maßgeblich durch die Digitalisierung beeinflusst. Vielmehr tragen die Strukturen der Universitäten und der jeweiligen Fachbereiche einen großen Teil zu der Zusammenarbeit und dem Austausch unter Studierenden bei.

Hinsichtlich der Forschungsfrage – Wie lernen Studierende heute – war es mir durch die qualitativen Erhebungen und das induktive Forschungsvorgehen möglich, ein differenziertes Bild im Feld des studentischen Alltags zu erfassen. Diesbezüglich lassen sich anhand der drei geführten Interviews durchaus allgemeine Lern- und Arbeitsperspektiven aufzeigen, die unter anderem interessante Ansätze zu weiteren Forschungen sowie Anregungen für das eigene Studium bieten können. Im Folgenden werde ich eine dieser Perspektiven explizit darstellen.

Wie der Analyse meiner Arbeit zu entnehmen ist, wird Studierenden durch die Bereitstellung eines umfassenden Studienmaterials auf E-Learning-Plattformen wie Moodle die Möglichkeit eröffnet, ihre Lern- und Arbeitsorte frei zu wählen. Viele Studierende sehen hierin einen großen Vorteil. Die Aspekte der Kommunikation und des Austauschs mit anderen Studierenden scheinen allerdings in diesem Zusammenhang oftmals außer Acht gelassen zu werden. Zwar sind viele Fachbereiche um die Zusammenarbeit von Studierenden bemüht, in manchen, insbesondere den geisteswissenschaftlichen Fachbereichen, scheint dieser Aspekt jedoch nur wenig beachtet zu werden.

Hierzu bietet die E-Learning-Plattform Incom meines Erachtens eine interessante Perspektive: Die Funktionen und Nutzungsmöglichkeiten von Incom, können, wie für die Darstellung von Ideen, Projekten und Arbeitsprozessen im Studienfach Produkt Design, auch zur Darstellung von Studienarbeiten, Forschungskonzepten und -prozessen sowie als Forum für Fragen und Diskussionen genutzt werden.

Einblicke in die Studienarbeiten anderer Studierenden zu bekommen und ebenso von anderen rezipiert zu werden, könnte die Arbeit im Studium für viele Studierende transparenter machen. Mit der Feedback-Option wäre es zudem möglich, Studienarbeiten mit Anmerkungen, Fragen und Hilfestellungen zu kommentieren, wodurch der Austausch unter Studierenden gefördert werden würde und sich hinsichtlich des Lernens und Arbeitens hilfreiche und interessante Anregungen bieten könnten.

Für die direkte Kommunikation und den Austausch unter Studierenden könnte das Fragen- und Diskussionsforum genutzt werden. Dieses Forum

ermöglichte es auch, Lerngruppen und TeilnehmerInnen für Forschungen zu finden sowie Rechercheergebnisse und relevante Studieninformationen mitzuteilen.

Incom oder ähnlichen E-Learning-Plattformen, so meine Hypothese, ermöglichen es Studierenden an einem Ort ihrer Wahl zu lernen beziehungsweise zu arbeiten und sich gleichzeitig mit anderen Studierenden auszutauschen.

Literatur

- Böhme, Gernot (2013): *Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik*. Berlin: Suhrkamp Verlag, S. 34.
- Downs, Roga/ Stea, David (1982): *Kognitive Karten: Die Welt in unseren Köpfen*. New York: Harper & Row, S.23.
- Gaver, Bill/Tony Dunne/Elena Pacenti, «Cultural Probes», in: *interactions* Vol. 6, Issue 1, Januar/Februar 1999, S. 21-29, URL: <http://ellieharmon.com/wp-content/uploads/01-28-Gaver-Cultural-Probes.pdf>, Zugriff am 16.08.2017.
- Keding, Melanie/ Weith, Carmen (2014): *Bewegte Interviews im Feld*. In: Bischoff, Christine/ Oehme- Jüngling, Karoline/ Leimgruber, Walter (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern: Haupt, S. 131-142.
- Leimgruber, Walter/ Andris, Silke/ Bischoff, Christine (2013): *Visuelle Anthropologie. Bilder machen, analysieren, deuten und präsentieren*. In: Hess, Sabine/ Moser, Johannes/ Schertl, Maria (Hg.): *Europäisch- ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*. Berlin: Reimer, S. 247-28.
- Ploch, Beatrice (1994): *Vom illustrativen Schaubild zur Methode. Mental Maps und ihre Bedeutung für die Kulturanthropologie*. In: Greverus, Ina Maria (Hg.): *Kulturtexte. 20 Jahre Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie*. Frankfurt am Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, S. 113-133.
- Schmidt-Lauber, Brigitte (2007): *Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens*. In: Silke Göttisch, Albrecht Lehmann (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. 2. Aufl. Berlin: Reimer Verlag, S.169-188, hier S. 169.

Von der Schwierigkeit, Arbeit und Freizeit zu trennen

LISA MARIA SCHMEDKORD

Der Beitrag geht der Frage nach, wie Studierende mit ihrer Zeit umgehen. Lassen sich Lesezeit und Lernzeit, Arbeitszeit und Freizeit in Zeiten medialer Omnipräsenz noch trennen?

„Oft nehme ich mir vor, in der Bahn nochmal in Kursunterlagen reinzugucken, aber es ist mir meistens viel zu stressig in vollen Bahnen die Unterlagen rauszusuchen und konzentriert zu lesen. Daher bin ich schon froh, wenn ich noch einen Blick auf den Stundenplan schaffe und weiß, welches Seminar ich gleich wo habe.“

– Anna

Im Folgenden werden vier geführte Interviews auf Gemeinsamkeiten untersucht und Zusammenhänge zwischen biografischen Daten und dem jeweiligen Lernverhalten hinterfragt. Darüber hinaus dient eine Karte und ein Foto als zusätzliches Material, um exemplarisch Alltagswege, benutzte Medien und die Atmosphäre beim Lernen zu erörtern.

Zwei KommilitonInnen erklärten sich bereit, an einem Semestertag von zu Hause abgeholt und bis zu ihrer Rückkehr nach Hause von mir begleitet zu werden. Wie alle befragten Personen sind sie zwischen 22 und 27 Jahre alt und befinden sich zurzeit in einem Bachelorstudiengang mit geisteswissenschaftlichem Hauptfach. Bei den Nebenfächern sind auch andere Bereiche wie zum Beispiel die Wirtschaftswissenschaften vertreten. Eine Besonderheit ist Bastian¹, der parallel Latein und Skandinavistik als Doppelstudium studiert und Kurse an der Humboldt-Universität und der Freien Universität Berlin belegt.

Die erste interessante Etappe ist die Fahrt zur Universität, die bei beiden Personen 15 bis 30 Minuten beträgt. Wie wird die Aufenthaltszeit in den Bahnen genutzt?

Die unruhige Atmosphäre, bedingt durch die Lautstärke, den Platzmangel, Umstiege und den nur kurzzeitigen Aufenthalt in den Bahnen eignet sich für keinen der Interviewten zum konzentrierten Lernen.

Das Ziel der Fahrt sind Lehrräume der Universität, ein klarer Lernort für alle Befragten. Fällt die eindeutige Klassifizierung eines Ortes als Lernort manchmal schwer, so bringt hier anscheinend bereits die Verortung des Raums 1.101 im Raumplan der Universität das Lernziel mit sich. Dennoch unterscheidet sich die Lernintensität je nach Art der Lehrveranstaltung.

Die Beobachtungen ergaben, dass in Vorlesungen die Konzentration auf den Lehrgegenstand deutlich kleiner ist als in Seminaren. Ein Laptop dient in beiden Fällen als Unterstützung zum Mitschreiben, Lesen und Recherchieren, jedoch gleichzeitig auch der Möglichkeit, sich anderweitig zu beschäftigen, vor allem während Vorlesungen. Dies zeigte sich an einer stetig voller werdenden Tablette, die einen schnellen Wechsel zwischen der Lehrplattform Moodle, dem Vorlesungsverzeichnis Agnes, Zeit Online, Facebook und diversen Online-Shops ermöglicht.

„Ich finde die Arbeitsatmosphäre in Vorlesungen sehr interessant und muss zugeben, dass ich mich sogar schon einmal in fachexterne Vorlesungen gesetzt habe, um dort zu arbeiten. Dort herrscht eine Atmosphäre, die sich nicht ohne Weiteres erzeugen lässt.“

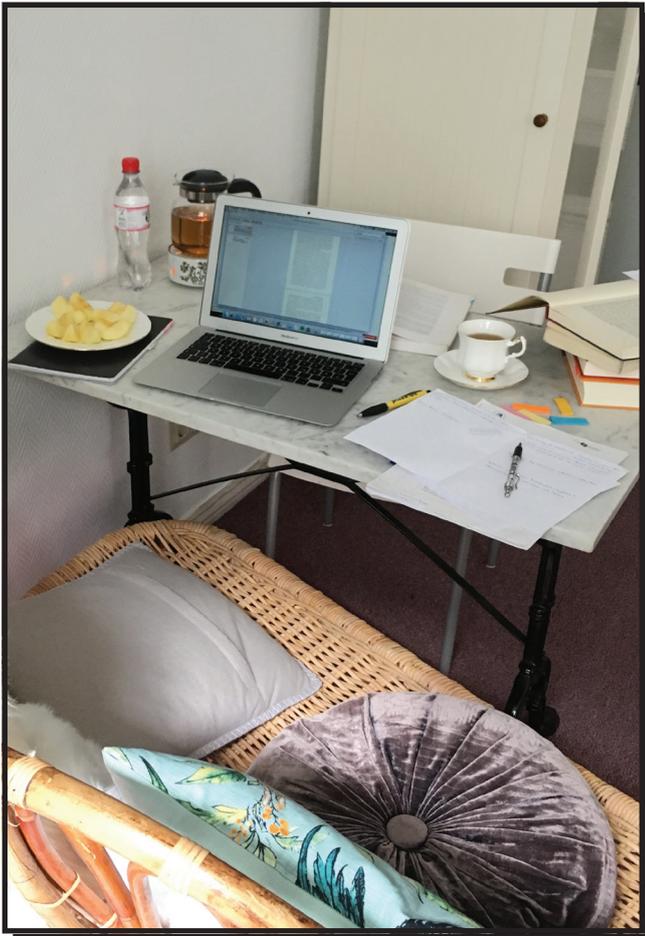
– Bastian

Die richtige Atmosphäre, ist eine Voraussetzung, die in vielen Interviews genannt wird. Anna versucht, sie anhand eines Fotos ihres gewöhnlichen Lernortes zu visualisieren.

Der Esstisch dient der Alleinwohnenden gleichzeitig als Schreibtisch. Das Hauptarbeitswerkzeug ist der Laptop, zudem werden Bücher, Notizen, Stifte und Haftnotizen benutzt, während ebenso Getränke und Speisen auf dem Tisch stehen.

Ein dritter Befragter wiederum kann sich nicht vorstellen, hier konzentriert zu arbeiten. Auch er lernt vorwiegend zuhause, sagt allerdings:

1. Im Folgenden werden die Befragten auf eigenen Wunsch hin pseudonymisiert. Die Namen sind frei gewählt.



„An so einem vollen Tisch würde ich es zu nichts bringen, vor allem nicht, wenn ich auch noch in einem solchen Sessel säße. Ich brauche eine ziemlich cleane Atmosphäre, ein Buch, ein Computer und Stille, das reicht mir.“

– Christian

Arbeitsatmosphäre ist demnach individuell. Sie kann nicht konkret definiert werden, dennoch hat jeder eine gewisse Vorstellung davon. Der Philosoph Gernot Böhme schreibt dazu: „Beim Betreten eines Raumes kann man sich gleich von einer gemütlichen Atmosphäre umfassen fühlen, aber man kann auch in eine gespannte Atmosphäre hineingeraten. [...] Auch hier bezeichnet Atmosphäre etwas in gewissem Sinne Unbestimmtes, Diffuses, aber gerade nicht unbestimmt in Bezug auf das, was es ist, seinen Charakter.“². Die geführten Interviews belegen, dass Atmosphäre etwas ist, das wir zwar wahrnehmen, wenn es da ist, von dem wir aber nicht wissen, was da sein muss, damit wir es wahrnehmen. Lediglich Störfaktoren wie eine hohe Lautstärke und turbulentes Treiben behindern für alle Befragten eine konzentrierte Arbeitsatmosphäre.

Die Lehrräume der Universität, die Bibliothek, hier das Grimm-Zentrum, werden für alle von mir Befragten als klarer Lernort definiert. Bemerkenswert ist allerdings, dass lediglich eine Befragte auch zum tatsächlichen Lernen in Form eines längeren Aufenthalts, Platzsuchens und Benutzens verschiedener Medien vor Ort (Bücher, Computer, Mitschriften etc.) die Bibliothek benutzt, während sie von den anderen Dreien ausschließlich zur Bücherbeschaffung genutzt wird. Die Lektüre erfolgt bei ihnen andernorts. Ausschließlich die Kommilitonin, die im Nebenfach ein wirtschaftswissenschaftliches Fach belegt, verbringt regelmäßig Zeit in der Bibliothek, um für Fächer wie Mikroökonomie zu lernen, was oft in Kleingruppen organisiert wird, die sich in den dafür vorgesehenen Gruppenräumen treffen.

Bastian, der bereits einen geisteswissenschaftlichen Bachelor abgeschlossen hat, erzählt von seiner Arbeitsweise:

„Ich benutze die Bibliothek zum Entleihen von Büchern, gelegentlich zum Ausdrucken von Texten, aber nur selten als Aufenthaltsort und sehr selten als Arbeitsort. Bevor ich mich vor acht Uhr morgens anstelle, um einen der begehrten Arbeitsplätze zu ergattern, nehme ich die Bücher lieber mit nach Hause und arbeite dort entspannter, weil ich mir Anfahrtswege und Stress ersparen kann.“

– Bastian

Anscheinend muss ein Lernort nicht tatsächlich als solcher genutzt werden, es reicht aus, dass er in unmittelbarer Verbindung mit dem Lernen steht, damit er als solcher angesehen wird. Eine solche Begründung, weshalb die Arbeitsplätze im Grimm-Zentrum von den hier Befragten kaum frequentiert werden, verrät auch eine Kritik an der Bibliothek:

„Macht zwar architektonisch was her, aber mit so wenig Sitzplätzen und Schließfächern ist sie nicht benutzerfreundlich und kann kein optimaler Lernort für über 30.000 Studenten sein.“

– Christian

Mit Bastian, der sich gerade in der Recherche-phase für seine Masterarbeit befindet, besuchte ich an unserem gemeinsamen Tag neben der Humboldt-Universität auch die Freie Universität. Ein üblicher Tagesablauf beinhaltet für ihn aktuell viele Bibliotheksbesuche, die sowohl in Berlin Mitte als auch in Dahlem stattfinden. Damit die Fahrtzeit nicht die Aufenthaltsdauer übertrifft, werden die Besuche oft mit anderen Erledigungen kombiniert, zum Beispiel Verabredungen mit KommilitonInnen in der Mensa

2. Gernot Böhme: Atmosphäre, S. 22.

oder im campusnahen Cafés. Anhand der Karte ist zu erkennen, dass sich Alltagswege hier zwischen dem jeweiligen Zuhause und der Gegend rund um den Uni-Campus spannen.

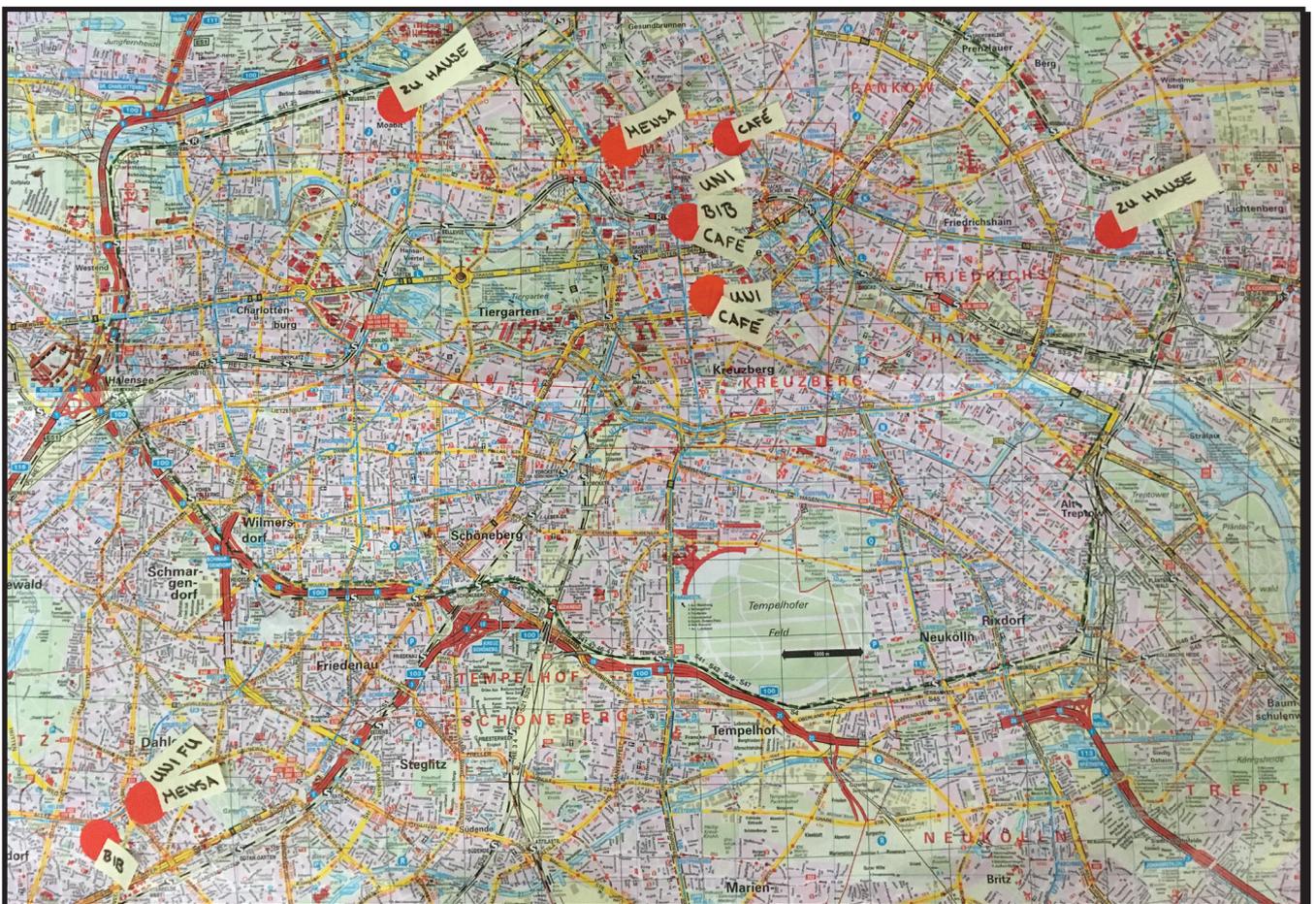
Das führt zu der Frage: Lernst du an öffentlichen Orten? Die Beobachtungen und Interviews in der Forschungsgruppe zeigten, dass öffentliche Orte in Form von Cafés und Mensen zwar besucht werden, die Tätigkeiten hier aber meist unter Freizeitgestaltung fallen. Zwischen Lehrveranstaltungen werden campusnahe Cafés genutzt, um die Pausen dort zu verbringen, meist in Gesellschaft von KommilitonInnen, sodass laut den Befragten nur dann auf eine Aktivität wie Lernen in dieser kurzen Zeit zurückgegriffen wird, wenn es keine andere Unterhaltung gibt. Bewusst ein Café zu besuchen, um hier zu arbeiten, wurde von Teilen der Gruppe schon ausprobiert, hat sich jedoch aus den bereits genannten die Arbeitsatmosphäre störenden Gründen nicht durchgesetzt. Die Freizeitgestaltung wird jedoch gerne möglichst nah an die Uniaktivitäten gelegt. Das bietet sich laut den Befragten aber ohnehin an, da KommilitonInnen vor Ort sind und es nach Veranstaltungen naheliegt, zusammen etwas zu unternehmen. Dieser Beobachtung schließt sich die Frage an, inwieweit Studierende Freizeit und Arbeitszeit zu trennen versuchen.

„Ich arbeite vor allem zuhause für die Uni, sozusagen im Home-Office, und da ich dann Freizeit und Arbeit am selben Ort ausübe, verschmilzt das bei mir automatisch. Ich handhabe das dann so, dass ich mir ein Arbeitspensum für den Tag überlege, mich morgens fertigmache, mich anziehe als würde ich ins Büro gehen und mich dann an meinen Schreibtisch setze, um zu arbeiten.“

– Bastian

Die zwei anderen Kommilitonen der Geisteswissenschaften verfahren ähnlich, betonen aber auch die Schwierigkeiten, die damit verbunden sind. Zwar überwiegen laut Anna und Chris die Möglichkeiten, die nur der eigene Schreibtisch zu bieten hat, wie zum Beispiel neben dem Arbeiten zu essen und zu trinken oder den Platz ständig verlassen zu können, gegenüber dem Arbeiten in einem öffentlichen Raum wie der Bibliothek, allerdings birgt die eigene Wohnung auch die Gefahr schneller Ablenkung.

„Wenn ich für Klausuren in BWL lerne, dann oft in Lerngruppen und dort ist die Arbeitszeit klar definiert und somit von Pausen- und Freizeit klar getrennt. Vielleicht würde ich das alleine anders machen, aber ich bin ganz froh in der Gruppe so auch motiviert zu werden. Wenn ich in meinem



Hauptfach Kulturwissenschaft eine Hausarbeit schreibe, mache ich das unbewusst oft ähnlich.“

– Denise

Betrachtet man das Studium als einen selbstständigen Beruf und meidet man institutionalisierte Arbeitsorte wie die Bibliothek, bleibt eine Überschneidung von Arbeit und Freizeit entsprechend der Interviewten nicht aus und fordert Disziplin, um beides parallel zu bewältigen. Die Arbeit von zu Hause aus bringt oft eine Nebenbei-Tätigkeit mit (wie Essen und Trinken während des Lernens), die es erschwert, einzelne Handlungen voneinander zu trennen und zunächst eine Definition von Freizeit und Arbeitszeit verlangt. „Der Begriff der Freizeit wird in der Regel in Abgrenzung zur Arbeitszeit definiert, so daß unter Freizeit gewöhnlich diejenige ‚freie Zeit‘ verstanden wird, die nach Abzug der Erwerbstätigkeit und u. U. anderen verpflichtenden Tätigkeiten (Halbfreizeit) übrig bleibt.“³ Um diese Gleichung zu lösen, verlangt es eine Definition von Arbeitszeit, die zumindest bei den hier befragten Studierenden nicht klar möglich war.

„Ich habe letztes aus reinem Interesse ein Buch gekauft und gelesen und konnte es kurz danach in einer sozialwissenschaftlichen Hausarbeit eher zufällig thematisch passend einbringen. Bedeutet das, die Lesezeit war Lernzeit? Oder war die ganze Hausarbeitsanfertigung Freizeit? Schließlich habe ich mich freiwillig für das Studium und das Anstreben eines erfolgreichen Abschlusses entschieden.“

– Bastian

Das Definitionsproblem beschränkte sich in dieser Forschung nicht nur auf die Zeiteinteilung, sondern genauso auf das, was übereinstimmend unter Lernen verstanden wurde. Wir wollten in unseren Interviews eine Antwort auf die Frage Wie lernt ihr?. Alle Befragten konnten darauf zunächst reagieren, doch je weiter das Lernen hinterfragt und konkretisiert wurde, desto unsicherer wurden sie. Anstatt ihren Lernort näher zu beschreiben, griffen alle zur Beschreibung ihres Arbeitsplatzes. Das wirkliche Lernen erinnerte eine Studentin an den Vokabeltest in der siebten Klasse, jetzt im Studium arbeitet sie.

Ergebnis und Ausblick

Wir konnten anhand unserer Methoden feststellen, dass Lernorte für alle Studierenden eine bestimmte Atmosphäre vorweisen müssen, die in ihrer Unbestimmtheit etwas anschaulicher gemacht

werden konnte. Die Bibliothek ist trotz ihrer Institutionalisierung als Lernort nicht selbstverständlich ein Arbeitsort. Dies mag auch an der besonderen Beschaffenheit des Grimm-Zentrums liegen. Digitale Medien werden im Studienalltag vorausgesetzt und dementsprechend flächendeckend genutzt.

Nach Vorbild der Deutschen Initiative für Netzwerkinformation, die innerhalb eines studentischen Wettbewerbs 2009 Ideen für Lebendige Lernorte⁴ bewertet und zur Umsetzung angepriesen hat, könnten auch die vorliegenden Ergebnisse einen Ausgangspunkt darstellen, um Merkmale für optimale Lernorte zusammenzustellen und Ideen für mögliche Verbesserungen im Universitätsumfeld zu liefern.

Literatur

- BÖHME, Gernot (2014 [1995]): Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Berlin: Suhrkamp.
- DEUTSCHE INITIATIVE FÜR NETZWERKINFORMATION (2010): Studentischer Ideenwettbewerb ‚Lebendige Lernorte‘ 2009. Betrachtungen der DINI-Arbeitsgruppe ‚Lernräume‘. Göttingen: DINI.
- SCHMEDES, Claudia (1993): Leben nach dem Diktat der Zeit? In: Greverus, Ina-Maria (Hg.): StudentinSein. Station Frankfurt/M., Frankfurt am Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, S. 229-264.

3. Claudia Schmedes: Leben nach dem Diktat der Zeit?, S. 233.

Lernen mit Moodle

CAROLIN AVE

Der Beitrag untersucht die Nutzung der Lernplattform Moodle durch Studierende und stellt die Frage, ob es unterschiedliche Nutzungsweisen und andere Kommunikationswege gibt.

Einführung und Fragestellung

Seitdem das „world wide web“ im Jahre 1993 (Focus Online 2011) für jedermann zugänglich wurde, veränderte sich einiges im Leben der Menschen. So wie einst die Einführung des Fernsehens 1935 (Die Zeit Online 2006) oder die Innovation des Mobiltelefons Ende der 90er Jahre, das alltägliche Leben der Menschen auf neue Art beeinflusste, brachte auch das Internet weitere Chancen für Alltag und Beruf. So spielt auch im Alltag von Studierenden das Internet, beziehungsweise die verschiedensten Medien, eine große Rolle. Durch diese Entwicklung geschieht heutzutage nicht nur die Bewerbung für einen Studienplatz an einer Universität über das Internet, sondern auch das Bereitstellen der Lehrmaterialien im „world wide web“. Für solche Aktionen nutzen viele Universitäten und Hochschulen Plattformen, die vor allem für Kommunikation, Literaturfreigabe und Neuigkeiten eingesetzt werden. Diese Plattformen werden auch „Soziale Netzwerke“ genannt. Mit dem Aufkommen dieser Netzwerke im Internet haben sich viele Bereiche des menschlichen Lebens verändert: Entstanden sind neue Möglichkeiten zur Interaktion mit Menschen aus aller Welt. Doch ein soziales Netzwerk, was ist das eigentlich? Eine Definition für soziale Netzwerke beschreiben Danah Boyd und Nicole Ellison als:

„[...] services that allow individuals to (1) construct a public or semi-public profile within a bounded system, (2) articulate a list of other users with whom they share a connection, and (3) view and traverse their list of connections and those made by others within the system”

— (Boyd & Ellison, 2007, S. 211).

Doch wie verwenden Studierende und Dozierende diese sozialen Netzwerke im Uni-Alltag? Die Humboldt-Universität zu Berlin benutzt das soziale Netzwerk Moodle, das die Kommunikation zwischen Lehrenden und Studierenden vereinfachen soll. Da ich selbst Studentin der HU bin, habe ich mich vor allem gefragt, wie der Umgang mit dem Sozialen Netzwerk aus der Perspektive der Studierenden im Uni-Alltag aussieht. So entstanden diverse Forschungs-

fragen: Geschieht die Kommunikation tatsächlich auf Moodle, oder doch über andere Wege? Gibt es unterschiedliche Nutzungsweisen? Hängen eventuelle Unterschiede mit dem Studienfach zusammen? Sind Studierende mit den vielfältigen Funktionen von Moodle vertraut? Wie setzen Dozierende Moodle als Ergänzung zum Unterricht ein? Hat die Gestaltung der Moodle-Kurse durch Dozierende einen Einfluss auf die Aktivität der Studierenden? Verändern die digitalen, sozialen Netzwerke die Lernbedingungen im Studienalltag?

Im Rahmen des Seminars „Kopieren statt Exzerpieren–Wie lernen Studierende heute?“ an der Humboldt-Universität zu Berlin habe ich versucht den Fragen innerhalb einer Minifeldforschung auf den Grund zu gehen. Mein Interesse in der Forschungsarbeit lag vor allem darauf, einen ersten Eindruck über den Gebrauch und Umgang mit Moodle zu bekommen, weshalb ich an dieser Stelle betonen möchte, dass es sich in der folgenden Arbeit nur um einen kleinen Einblick in eine umfangreiche Thematik handelt. Im weiteren Verlauf werde ich auf das Forschungsdesign, die verwendeten Methoden, die Ergebnisse der Forschung und einen kleinen Ausblick für eine mögliche, fortführende, qualitative Forschung, näher eingehen.

Methodischer Ansatz

Da Moodle eine Open-Source-Software ist, die ursprünglich ihren Namen durch die Bezeichnung „Modular Object-Oriented Dynamic Learning Environment“ bekommen hat, wird sie nicht nur von Universitäten und Hochschulen genutzt, sondern auch von Unternehmen, Schulen und privaten Bildungsträgern. So entstehen auch die großen Zahlen der Nutzer und Installationen weltweit mit 117 Millionen Usern verteilt auf 84 600 registrierten Installationen (vgl. Wikipedia 2017).

Aufgrund dieser hohen Verbreitung und dem begrenzten Zeitrahmen der Forschung von ca. 2 Monaten, musste ich mein Forschungsthema weiterhin eingrenzen, sodass ich mich dazu entschloss, nur Studierende der Humboldt-Universität zu Berlin und deren Nutzungsweise der Plattform Moodle zu untersuchen. Doch bevor ich die Forschung durchführen konnte, wollte ich sicher gehen, die Funktionen der Plattform genau zu kennen, sodass ich erst einmal den Hintergrund und den Aufbau von Moodle studierte. Somit bestand der erste Teil meiner Arbeit vor allem aus Recherche nach Informationen zur Plattform und zur Thematik von Sozialen Netzwerken.

Beim nächsten Schritt handelte es sich um eine kleine Autoethnografie. Andrea Ploder und Johanna Stadlbauer beschreiben die Methode der Autoethnografie in ihrem Artikel mit:

„[...] Erfahrungen und [...] subjektive[s] Erleben der ForscherInnen, [die] gern zur Bearbeitung von Themen herangezogen [werden], zu denen die ForscherInnen ein biographisches Naheverhältnis haben.“

— (Ploder & Stadlbauer, 2013: S.374)

Ich wollte zunächst einmal darauf achten, wie ich in meinem eigenen studentischen Alltag die Plattform einbinde, beziehungsweise in welchen Alltagssituationen ich Moodle gebrauche. Denn als Studentin der HU ist mir beispielsweise die Frage nach dem Moodle-Passwort des Kurses am Anfang eines jeden Semesters, um vor allem Zugriff auf Unterrichtsmaterialien zu erlangen, nur allzu bekannt. So stellte sich mir die Frage, wie ich selbst eigentlich die Plattform nutze. Reicht es tatsächlich über den Zugriff auf Literatur und Neuigkeiten hinaus? Aus diesem Grund beschloss ich die Methode der Autoethnografie anzuwenden und ein kleines Tagebuch über die Einbindung der Plattform in meinem Uni-Alltag zu führen. Doch auch die Interaktion und Gestaltung der Moodle-Kurse, in denen ich selbst eingeschrieben war, beschloss ich, zu beobachten und darüber Notizen zu führen.

Doch der Hauptteil meiner Forschung bestand aus Interviews, die ich mit Studierenden der HU durchführte. In dem Zeitabschnitt vom 1. Juni 2017 bis 15. Juli 2017 führte ich insgesamt mit sechs Studierenden ein Interview durch, die alle zu meinem eigenen Bekanntenkreis gehörten. Dabei achtete ich darauf, dass alle GesprächspartnerInnen verschiedene Fächer studierten, um einen ersten Eindruck zu bekommen, ob Moodle in verschiedenen Bereichen der Universität unterschiedlich gewichtet, beziehungsweise genutzt wird. Vor dem ersten Interview stellte ich mir einen kleinen Fragenkatalog zusammen, um einen Leitfaden für das Gespräch zu kreieren, an dem ich mich orientieren konnte. Während der Interviews waren mein Laptop und mein Handy Arbeitsutensilien, die den Zugriff auf die Plattform Moodle gewährten, die Thematik für die GesprächspartnerInnen visualisierten, und die Gespräche aufzeichneten. Nach den Gesprächen hörte ich mir die Aufnahmen noch einmal an und notierte mir dabei die wichtigsten Learnings. Auf der Grundlage der ersten zwei Gespräche versuchte ich ebenfalls meinen Fragenkatalog zu erweitern und zu verbessern, um Alltagsprobleme mit der Plattform genauer ansprechen zu können.

Das Ziel der Forschung sollte vor allem ein Bericht über den Gebrauch der Plattform für Studierende, die Universität und ihre DozentInnen, sowie das Moodle-Support-Team sein. Dabei war es mir wichtig eventuelle Probleme mit Moodle, Verbesserungsvorschläge und bisherige Praxen den LeserInnen

aufzuzeigen. Es handelt sich bei dem Bericht jedoch nur um einen ersten Einblick in die Thematik und möglichen Anreiz für eine fortführende und ausführliche Feldforschung.

Analyse und Interpretation

Auf meine Frage zum Gebrauch der Plattform im Uni-Alltag bekam ich des öfteren Antworten, wie:

„Ja, ich nutze Moodle. Das kann aber recht unterschiedlich sein und kommt so ziemlich auf den Zeitpunkt im Semester an. Am Anfang des Semesters ist es natürlich etwas wichtiger. Da gibt es noch recht viele Mitteilungen, die ganze Literatur und die Vergabe der Referate. Da schaue ich dann meistens auch nochmal öfter rein. Aber wenn das alles geregelt ist, spielt Moodle in meinem Alltag eher keine so große Rolle mehr.“

Diese Aussage stammt von Jana E., einer Bachelor-Studentin der Musikwissenschaft und Betriebswirtschaftslehre im 4. Semester. Ähnliche Anmerkungen bekam ich auch von anderen GesprächspartnerInnen auf die Frage nach dem Einsatz von Moodle im Uni-Alltag. Gründe dafür gibt es jedoch mehrere. Einer sei für Jana jedoch vor allem das komplizierte Design der Plattform. Es fiel ihr sehr schwer bestimmte Funktionen auf Moodle zu finden, was zu viel Frustration in ihrem ersten Semester an der HU führte.

Jana erzählte im weiteren Gesprächsverlauf, dass sie Funktionen, wie den Kalender, oder direkte Nachrichten erst nach ein paar Monaten gefunden hat. Sie findet Funktionen, wie diese, sehr nützlich, weicht jedoch auf E-Mails aus, sobald sie in Kontakt mit Dozierenden treten möchte. Eine Begründung sei dabei vor allem das Fehlen der Moodle-App für Smartphones, denn wenn sie unterwegs sei, habe sie nicht immer Zugriff auf einen Computer und kann sich somit nicht in Moodle einloggen, um ihre Nachrichten zu prüfen. Deshalb sei für Jana der E-Mail-Kontakt im Alltag viel praktischer. Valerie S., eine Bachelor-Studentin der Archäologie und Europäischen Ethnologie im 4. Semester, begründet das Ausweichen auf andere Mitteilungssysteme für sich mit dem Fehlen eines Benachrichtigungssignals, wie es zum Beispiel bei E-Mail-Anbietern der Fall sei:

„Wenn ich meine E-Mails bei Google checke, ist das erste, was ich nach dem Einloggen sehe, eine Zahl neben ‚Posteingang‘ auf der linken Menüliste. Also weiß ich mit einem Blick, ob ich eine neue Nachricht bekommen habe. Bei Moodle muss ich nach dem Einloggen auf ‚Mein Moodle‘ klicken, dann ‚Mitteilungen‘ auswählen und sehe erst dann, ob ich eine neue Nachricht bekommen habe. Das finde ich ganz schön umständlich.“

— (Foto A)

Auch bei der Selbstbeobachtung fiel mir auf, dass das Mitteilungssystem in Moodle und das Fehlen der App für mich starke Gründe waren, auf E-Mails auszuweichen. Doch als ein kleines Experiment versuchte ich per Moodle-Nachrichten einen meiner Dozenten, zwecks einer Frage zur Klausurvorbereitung, zu kontaktieren. Hier musste ich feststellen, dass ich nach vier Tagen immer noch keine Antwort bekommen hatte, weshalb ich mich dazu entschloss, eine zusätzliche E-Mail zu schicken. Die Antwort folgte nach einem Tag. Die Frage nach dem Empfang meiner Nachricht auf Moodle beantwortete mein Dozent mit:

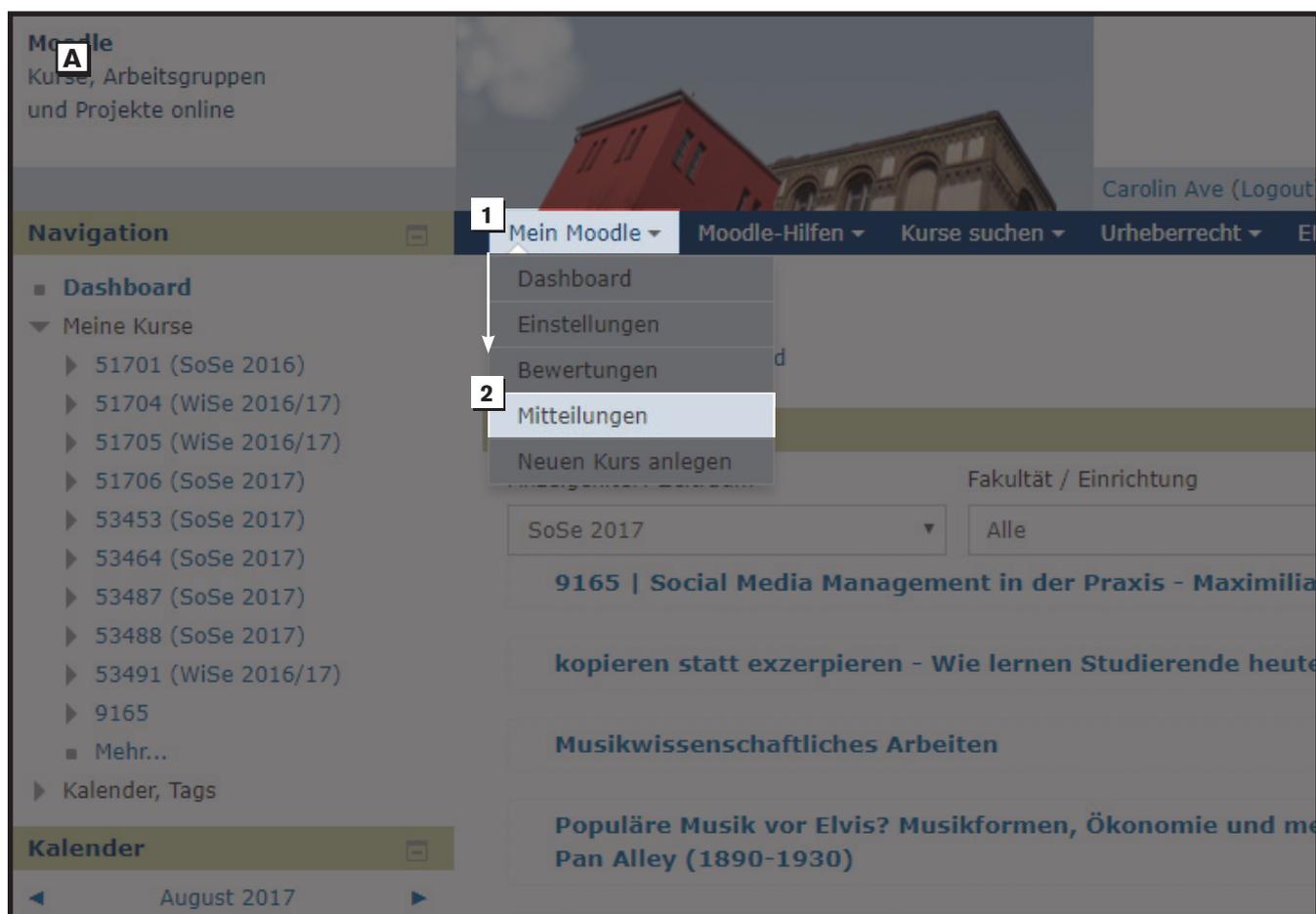
„In der Regel erreichen Sie mich immer über meine E-Mail-Adresse. Deshalb möchte ich Sie bitten, mich in der Zukunft hier zu kontaktieren.“

Somit war das kleine Experiment für mich ein weiterer Grund, auch zukünftig per E-Mail mit meinen DozentInnen in Kontakt zu treten. Doch abgesehen von dem Mitteilungssystem, findet Matthew D., ein Bachelor-Student der Philosophie und Deutschen Literatur im 8. Semester, Moodle sehr hilfreich. Er nutzt die Möglichkeiten des Literatur-Downloads, die Online-Abgabe von Leistungsnachweisen auf Moodle und die Foren in den einzelnen Moodle-Kursen ständig in seinem Alltag. Doch laut Matthew liege es für

ihn an den Dozierenden, die den Moodle-Kurs erstellen und pflegen, ob er dort aktiv Funktionen nutzt.

„Moodle-Kurse können ganz schön unterschiedlich sein. Manche Dozenten geben sich unglaublich viel Mühe. Da gab es teilweise Online-Abstimmungen, Abgabetermine oder Referatslisten, in denen man sich auf Moodle eintragen konnte. Das motiviert dann schon, dort öfter mal reinzuschauen. Bei anderen Moodle-Kursen findet man nur Literatur-Dateien. Das lade ich dann einmal runter und schaue nie wieder in den Kurs.“

Auch Valerie und Jana haben diese Erfahrung in ihrer bisherigen Studienzeit gemacht. Sie wünschen sich, dass sich alle Dozierenden so viel Mühe mit der Gestaltung der Moodle-Kurse geben würden. Doch sie verstünde, wenn dies nicht der Fall sei, da die Oberfläche nicht die Einfachste sei. Als ich meine InterviewpartnerInnen auf die Moodle-Hilfe-Funktion hinwies, in der sich verschiedene Dateien, wie zum Beispiel „Kurzübersicht für Teilnehmende“ (Foto B), befinden, bekam ich nur fragende Blicke als Reaktion. Daraufhin zeigte ich meinen GesprächspartnerInnen auf dem Laptop die Dateien, die darauf nur antworteten, dass sie gerne früher davon gewusst hätten. Wie



auf dem Bild zu erkennen ist, werden alle Abschnitte auf der Website genauer beschrieben, was mir vor allem zu Beginn des Studiums für AnfängerInnen sehr wichtig erscheint. Doch nach den sechs Interviews wurde mir klar, dass niemand von dieser Kurzeinführung in Moodle Bescheid wußte. Klar wird jedoch auch, dass Moodle zwar viele verschiedene Funktionen anbietet, diese jedoch laut Berichten entweder zu versteckt oder „zu kompliziert“ seien. Deshalb fragte ich meine GesprächspartnerInnen, ob ihrer Meinung nach ein Einführungskurs in Moodle für ErstsemesterInnen hilfreich wäre. Doch Celina K., eine Bachelor-Studentin der Europäischen Ethnologie und Musikwissenschaft im 4. Semester, erklärte mir:

„Wir hatten im ersten Semester ein Tutorium, in dem wir eine Bibliotheksführung, eine Einführung für Primus und natürlich für das wissenschaftliche Arbeiten hatten. Ich verstehe bis heute noch nicht, warum uns dort nicht auch Moodle besser erklärt wurde.“

In Aussagen der anderen GesprächspartnerInnen stellte sich heraus, dass die meisten Einführungskurse, die keine Pflicht sind, auch nicht besucht werden, da der Stundenplan im ersten Semester sowieso schon sehr voll sei. Anhand der beschriebenen Nutzungsweisen der befragten Studierenden zeigt sich,

dass alle zwar Moodle nutzen, jedoch Schwierigkeiten mit der Aufmachung der Plattform haben. Zusätzlich steht Moodle aus der Perspektive der Studierenden vor der Herausforderung, Dozierende zu einer aktiveren Gestaltung der Moodle-Kurse zu motivieren. Denn laut Interviews sei die beliebteste Funktion auf Moodle das Herunterladen von Literatur, sodass Studierende eher passive User sind. Von der Gestaltung hängt außerdem die Nutzungsweise der StudentInnen ab. Je mehr Funktionen durch Dozierende angeboten werden, desto aktiver beteiligen sich auch Studierende im Moodle-Kurs. Doch für alle Befragten war auch das Fehlen der Moodle-App ein weiteres Problem, das sich ihnen im Alltag stellt. Denn ohne die App wird immer der Zugriff auf einen Computer vorausgesetzt, so dass das Vernetzen zwischen Studierenden per Moodle nicht besonders populär ist und stattdessen auf andere Mitteilungssysteme ausgewichen wird. Doch allgemein kann aus meiner Forschungsarbeit geschlossen werden, dass Moodle vor allem eine Informationsquelle für Studierende der HU ist, um Neuigkeiten und Unterrichtsmaterialien für die Veranstaltungen zu erhalten. Viele StudentInnen wünschen sich jedoch, dass Moodle für mehr als nur die Freigabe von Literatur eingesetzt wird.

Anhand der beschriebenen Nutzungsweisen der befragten Studierenden zeigt sich, dass alle zwar Moodle nutzen, jedoch Schwierigkeiten mit der Auf-

B Ein Moodle-Kurs sieht kurz nach der Erstellung typischerweise so aus:

The screenshot shows a Moodle course interface with the following elements highlighted and labeled:

- Meine Startseite**: Link zu Ihrer Startseite.
- Teilnehmer/innen**: Liste dieses Kurses.
- Kurstitel**: Vorführkurs für HU-Moodle-Übersicht
- (Krumel-)Navigation**: Zurück zur Kursübersicht oder zu übergeordneten Kursbereichen.
- Einstellungen**: Navigation menu on the left.
- Nachrichtenforum**: Anzeige neuer Mitteilungen aus dem Nachrichtenforum.
- Aktuelle Termine**: Anzeige neuer Termine.
- Neue Aktivitäten**: Anzeige aller Veränderungen (Uploads, Diskussionsbeiträge) im Kurs seit dem letzten Logout.
- Inhalte in Themen- / Wochenabschnitten**: Main content area with dates and topics.

machung der Plattform haben. Zusätzlich steht Moodle aus der Perspektive der Studierenden vor der Herausforderung, Dozierende zu einer aktiveren Gestaltung der Moodle-Kurse zu motivieren. Denn laut Interviews sei die beliebteste Funktion auf Moodle das Herunterladen von Literatur, sodass Studierende eher passive User sind. Von der Gestaltung hängt außerdem die Nutzungsweise der StudentInnen ab. Je mehr Funktionen durch Dozierende angeboten werden, desto aktiver beteiligen sich auch Studierende im Moodle-Kurs. Doch für alle Befragten war auch das Fehlen der Moodle-App ein weiteres Problem, das sich ihnen im Alltag stellt. Denn ohne die App wird immer der Zugriff auf einen Computer vorausgesetzt, sodass das Vernetzen zwischen Studierenden per Moodle nicht besonders populär ist und stattdessen auf andere Mitteilungssysteme ausgewichen wird.

Doch allgemein kann aus meiner Forschungsarbeit geschlossen werden, dass Moodle vor allem eine Informationsquelle für Studierende der HU ist, um Neuigkeiten und Unterrichtsmaterialien für die Veranstaltungen zu erhalten. Viele StudentInnen wünschen sich jedoch, dass Moodle für mehr, als nur die Freigabe von Literatur eingesetzt wird. Wie man dabei Dozierende für die aktive Gestaltung der Kurse motivieren kann, konnte ich durch meine fokussierte Forschungsarbeit auf Studierende nicht untersuchen.

Um dem Problem der Kompliziertheit der Plattform entgegen zu wirken, sollte man darüber nachdenken, ob sich die Moodle-Hilfe-Dateien beim allerersten Einloggen auf der Startseite der User befinden könnten. Denn ich kann mir vorstellen, dass eine bessere Bewerbung auch ein häufigeres Lesen der Kurzübersicht mit sich bringt. Ein weiterer Verbesserungsvorschlag sei laut Studierenden auch eine Einbindung einer Kurzeinführung für Moodle in den Tutorien, die meistens zu Beginn jedes Studiums stattfinden. Eine weitere sehr wichtige Entwicklung wäre, wie bereits vorher erwähnt wurde, die App. Denn in unserem jetzigen Zeitalter besitzt fast jeder ein Smartphone und nutzt dieses bereits für alle wichtigen Bereiche im Alltag, wie zum Beispiel um den Fahrplan der öffentlichen Verkehrsmittel zu checken. Deshalb bin ich der Meinung, dass auch die Humboldt-Universität diese Entwicklung nicht umgehen kann.

Literatur

- Boyd, Danah/Nicole Ellison, «Social Network Sites. Definition, History, and Scholarship», in: *Journal of Computer-Mediated Communication* 13/2 (2007), S. 210–230.
- Die Zeit Online (2006), «Kurze Geschichte des Fernsehens», URL: http://www.zeit.de/2007/01/Kurze_Geschichte_des_Fernsehens, Stand: 04.10.2017.
- Focus Online (2011), «Das World Wide Web wird eröffnet», URL: http://www.focus.de/digital/internet/internetgeschichte/vor-20-jahren-das-world-wide-web-wird-eroeffnet_aid_652877.html, Stand: 04.10.2017.
- Moodle-Support-Team (2013), «Kurzübersicht für Teilnehmende», URL: <https://moodle.hu-berlin.de/course/view.php?id=40916>, Stand: 04.10.2017.
- Ploder, Andrea/Johanna Stadlbauer, «Autoethnografie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkswissenschaftlich-anthropologische Forschungspraxis», in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 116 (2013), S. 373–404.
- Wikipedia (2017), «Moodle», URL: <https://de.wikipedia.org/wiki/Moodle>, Stand: 04.10.2017.

Lehren mit Moodle

LISA SCHELLIG

In diesem Forschungsbericht geht es um die Potenziale und Hemmnisse im Umgang mit Moodle. Untersucht wird die Nutzung von Moodle durch Studierende und Lehrende, die in die Forderung mündet, die Kenntnisse der digitalen Möglichkeiten zu vertiefen, um das Potenzial der Lernplattform für eine differenzierte, kreative Lehre auszuschöpfen.

Methodischer Ansatz

Bei meiner Feldforschung rund um Moodle, habe ich meinen Schwerpunkt besonders auf das klassische Interview und die Autoethnographie gelegt. Die Methode der Autoethnographie¹ erschien mir besonders für eine Forschung im universitären Kontext geeignet, da bei dieser Methode die Erfahrungen des Forschenden -sprich also mir als Studentin- im Mittelpunkt stehen. Das soll heißen, dass der Forschende durch Schilderung seiner persönlichen Sicht auf die Dinge, das endgültige Resultat maßgeblich bestimmt. Auf diese Weise soll der Erkenntnisprozess nicht bei ihm, sondern bei den LeserInnen herbeigeführt werden². Autoethnographie stellt also im Grunde beides dar, „eine Forschungsmethode und zugleich eine Form wissenschaftlichen Schreibens“³.

Zu Beginn meiner Forschung habe ich daher eigene Beobachtungen zu den Moodle-Kursen gemacht, in die ich eingeschrieben bin. Dabei erfasste ich tabellarisch die Aktivitäten im Moodle-Kurs (z.B. Forum-Nutzung), Funktionen, die die Verantwortlichen bei der Gestaltung des Kurses verwendet haben, sowie Besonderheiten (z.B. Doppelkurs). Die Erkenntnisse, die ich dabei gewinnen konnte, flossen in den autoethnographischen Aspekt meiner Forschung mit ein. Denn wo, wenn nicht bei den ForscherInnen beginnt und endet jedes Projekt? Aus wessen, wenn nicht ihrer Feder stammt das fertige Endprodukt? Ich finde, dass diese vernachlässigte Perspektive es wert ist, einer genaueren Betrachtung unterzogen zu werden. Für das „Moodle-Projekt“ bot sich diese Methode daher explizit an.

Neben der Autoethnographie, bildete das Interview die zweite Säule meines methodischen For-

schungssettings. Die Fragen, die ich meinen InterviewpartnerInnen dazu jeweils stellte, stammten größtenteils aus einem Fragenkatalog, den ich zu Beginn der Forschung erstellte. Die Fragen sollten einerseits bestimmte Nutzungsweisen der Lehrenden aufdecken, andererseits aber auch Ähnlichkeiten oder Abweichungen zwischen den Problemen der verschiedenen NutzerInnen zu finden und somit im Anschluss Kernaspekte formulieren zu können, von denen aus ggf. Verbesserungen möglich sind. Die Sammlung an Fragen wurde bei Bedarf ergänzt, etwa bei Nachfragen auf ein von einem Interviewpartner angesprochenes Thema oder durch Anregungen aus dem Seminar. Mein Ziel war es, die Richtung des Gesprächs mithilfe der Fragen grob zu lenken und auch bestimmte Aspekte meiner autoethnographischen Betrachtungen in einen Kontext setzen zu können. Ich zeichnete meine Interviews außerdem auf, um mir das Gespräch später besser in Erinnerung rufen zu können, einer von mehreren Vorteilen der Audioaufnahme.

Analyse und Interpretation

Es ist der erste Tag nach der vorlesungsfreien Zeit: die Hörsäle sind hoffnungslos überfüllt, die Studierenden quetschen sich auf der Treppe. Viele machen sich gar nicht erst die Mühe, etwas zum Schreiben rauszuholen, da der Dozent eine Vertretung schickt.

Die Vertretung macht einige Ansagen, darunter auch der Einschreibeschlüssel für den Moodle-Kurs. Beim Wort „Moodle“ kommt plötzlich Leben in die Studierenden, denn meine KommilitonInnen und ich wissen genau: ohne Moodle-Schlüssel verliert man schnell den Anschluss. Zumindest an der HU ist die Kenntnis über Moodle unverzichtbar. Doch was kann die Lernplattform überhaupt leisten? Die Antwort ist: viel. Und warum sehen manche der Moodle-Kurse, in die ich eingeschrieben bin, dann so vernachlässigt aus? Warum freue ich mich mittlerweile über Moodle-Kurse, die ständig aktualisiert werden? Könnte es da einen Zusammenhang zwischen meiner studentischen Motivation und der Qualität des Kurses geben? Und wer befähigt eigentlich die Verantwortlichen, die sich um die Kurse

1. (siehe Ploder et al. 2013).

2. (vgl. Ploder et al. 2013, S. 377)

3. (Ploder et al. 2013, S. 376)

kümmern? Ich will mehr über das Thema erfahren.

Meine eigenen autoethnographischen Beobachtungen zu diesem Thema greifen diese Fragen auf. Dazu erstelle ich im ersten Schritt eine tabellarische Statistik meiner eigenen Kurse in den vergangenen zwei Semestern, in der ich erfasse, in welchen Kursen, welche Moodle-Funktionen und in welchem Ausmaß genutzt worden sind. Darüber hinaus erfasse ich jedoch auch kontextualisierende Fakten, wie z.B. das Vorhandensein eines Readers oder die Art des Kurses (Übung, Seminar, usw.).

Im zweiten Schritt analysiere ich mein Material und versuche, bestimmte Tendenzen zu erkennen, natürlich immer unter der Berücksichtigung der Begleitumstände, die ich schon im ersten Schritt erfasst habe. Diese Erkenntnisse werden in den späteren Interviews eine Rolle spielen, um genauer nachzugehen. Natürlich ist es nicht mein Ziel, die Interviews unter vorgefassten Thesen zu führen. Ich hoffe vielmehr, dadurch Anknüpfungspunkte für ein lockeres Gespräch zu finden und von da aus neue Themenfelder zu eröffnen und weitere Aspekte in Erfahrung zu bringen⁴. Bei der Analyse der Daten fällt mir vor allem auf, dass es einen deutlichen Unterschied in der Moodle-Nutzung zwischen meinen beiden Studienfächern gibt. Woran mag das liegen? Außerdem stellt sich mir die Frage, ob es einen Unterschied zwischen den Moodle-Kursen der Pflichtveranstaltungen, und denen der Wahlpflichtveranstaltungen und anderen Seminare gibt, denn mir ist aufgefallen, dass Pflichtveranstaltungen in beiden Studienfächern tendenziell weniger frequentiert und informativ sind.

Auf meiner weiteren Suche nach Antworten folge ich dem Informationsfluss und konzentriere mich nun auf die Quelle der Moodle-Kurse, die Lehrenden. Sie sind immerhin für den Moodle-Kurs verantwortlich, wenn auch in manchen Fällen nicht direkt, sondern in Form eines Assistenten oder Tutors. Auch mein erster Interviewpartner ist Tutor, und zwar am Institut für Europäische Ethnologie (IfEE). Von Lukas bekomme ich einen ersten Einstieg in die Problematik; ich darf sogar ein wenig hinter die Kulissen schauen und die Lehrenden-Ansicht von Moodle kennenlernen. Das ist besonders interessant, weil der Tutor unter anderem einen Doppelkurs betreut, der den gleichen Stoff zu zwei unterschiedlichen Terminen in der Woche anbietet, jedoch nur einen Moodle-Kurs hat. Aufgrund der insgesamt sehr hohen Teilnehmerzahl ergeben sich daraus natürlich verwaltungstechnische Herausforderungen.

Seinen eigenen Einstieg in die Moodle-Nutzung hatte er vor einigen Jahren als Student der Sozial-

wissenschaften. Dadurch, dass Moodle an der HU ein Standard ist, wird fast jeder zu Beginn seines Studiums damit konfrontiert. Im Laufe seiner Uni-Karriere eignete er sich mit der Zeit immer mehr Kenntnisse über die Lernplattform an, u.a. auch über das Erstellen eigener Moodle-Kurse. Die Phase bis zu dem Zeitpunkt, an dem er alle Funktionen zu seiner Zufriedenheit beherrschte, war ihm zufolge jedoch ein „Lernprozess“, vorangetrieben durch eigenes Interesse und Engagement. Auf meine Frage hin, wie er den Aufwand und Nutzen durch Moodle bewerte, antwortet er mir:

„Ich finde, die Frage ist sehr wichtig, denn die Zeit, die ich in Moodle investiere, kann ich halt nicht mehr in Vorbereitung von Tutorien investieren zum Beispiel, was mir aber wichtiger ist.“

Aber bedeutet das nicht, dass so ein Kurs ganz schön ineffizient für die Moodle-Verantwortlichen ist, wenn es heißt, entweder Tutorium oder Moodle, immerhin teilt sich Lukas schon die Arbeit mit anderen DozentInnen und TutorInnen. Nicht wirklich ist die Antwort, denn ein großer Teil der Moodle-Arbeit besteht für ihn aus Einpflegen von Studierenden und Hochladen von Dateien. Dies kann bereits vor Semesterstart dank einer Funktion, mit der er nach Bedarf im Vorfeld hochgeladene Inhalte für die TeilnehmerInnen des Kurses sichtbar machen kann, erledigt werden. Er fasst zusammen:

„Ja, wenn's gut eingerichtet ist, dann läuft's eigentlich von selbst. (...) Es ist halt irgendwie das Tool mit dem alle arbeiten.“

Dessen ist sich auch meine zweite Interviewpartnerin Sylvia bewusst. Sie hatte vor einem anderen Hintergrund ihren ersten Kontakt zu Moodle. Die Dozentin, die ebenfalls am IfEE lehrt, kam vor einigen Jahren an die HU und hat sich, abgesehen von einer einführenden Einzelschulung für die „basics“ durch eine studentische Hilfskraft, die Funktionen von Moodle weitgehend autodidaktisch erarbeitet. Sylvia ist sich der Fülle an Funktionen und Möglichkeiten mit Moodle durchaus bewusst, und so ist es für sie immer wieder eine Herausforderung, Lösungen für individuelle Probleme zu finden. Sie ist es auch, die mich auf das Moodle Support Team hinweist, sozusagen die erste Anlaufstelle für Dozenten, die ein Moodle-Problem lösen wollen. Ein besonderes Anliegen, welches ihr von Beginn an sehr wichtig war, ist es, eine gute und stetige Kommunikation zu den StudentInnen herzustellen:

4. Abgesehen vom gerade beschriebenen Teil der Forschung, ist die Autoethnographie zudem maßgeblich für die Form des Endresultats verantwortlich und stellt, wie bereits angemerkt, sowohl eine Methode, als auch eine Form des Schreibens dar.

„Also mir war es nie nur, dass ich da einfach nur Materialien hochlade oder sowas, (...), ich dachte, wenn ich so eine Plattform hab, dann will ich in Kontakt mit den Studierenden treten und hab dann halt Sachen ausprobiert.“

Im Zusammenhang damit, versteht sie Moodle daher auch oft als eine Art Zwischenplattform, von der über weitere Tools agiert werden kann und auf der Wissen vernetzt und erweitert wird.

Die Dozentin sieht den Moodle-Kurs außerdem als eine Art dynamischen Seminarplan. Dies bringt viele Vorteile, denn zum einen ist er flexibel und lässt Spielraum für spontane Änderungen oder Ergänzungen zu, da er online immer aktuell und für alle TeilnehmerInnen stets verfügbar ist. Zum anderen ergibt sich auch kein zusätzlicher Zeitaufwand, weil die Arbeit, im Vorfeld des Semesters einen Seminarplan zu schreiben, vom Papier ins Netz verlagert wird.

Trotz allem ist sie jedoch wie Lukas der Meinung, dass Moodle alles andere als selbsterklärend sei und die uneingeschränkte Kenntnis über alle Funktionen -wenn es sie denn überhaupt gibt- vor allem zwei Dinge benötige: Zeit und Interesse. Das kann sich ihrer Meinung nach aber auszahlen, denn oft kann z.B. ein Gang zum Moodle-Support das Problem schon lösen:

„Den Film zur Verfügung stellen, das ging im ersten Moment erstmal auch nicht, aber dann ging's irgendwie doch, (...) also manchmal muss man Moodle dann von Sachen überzeugen.“

Es kommt natürlich aber auch immer darauf an, was für einen Anspruch man an solch eine Plattform hat; so spricht Sylvia davon, dass die Eignung der Plattform auch dozentenspezifisch ist und dass Moodle tendenziell eher „eindirektional“ sei, sich also nicht unbedingt für beispielsweise Projekt tutorien eigne, bei denen „etwas wächst“ und es auf die Ergänzungen aller TeilnehmerInnen ankommt (Stichwort Wer hat Zugriff worauf?).

Langsam bekomme ich einen Überblick über die Problematik. Was mir jetzt fehlt, sind ein paar Einblicke außerhalb des IfEEs. Gibt es fachspezifische Besonderheiten und wenn ja, welche? Da meine Fächerkombination aus Europäischer Ethnologie und Historischer Linguistik besteht, frage ich am Institut für Deutsche Sprache und Linguistik nach.

Es ist eine kleine Premiere für mich: mein erstes Gruppeninterview. Dazu treffe ich mich mit drei InterviewpartnerInnen, die mir ihre Einschätzung geben und von weiteren spezifischen Nutzungsweisen

berichten. Dazu gehören bspw. Stoffsammlungen. Das kann eine Wissenssammlung sein, die u.a. auch Tests zur Verfügung stellt, wodurch die Eingeschriebenen ihr gelerntes Wissen direkt abfragen können. Knifflig werde es allerdings, wenn es sich z.B. um sehr komplexe Baumdiagramme handle, sogenannte Syntaxbäume. Zum einen müssen diese gezeichnet werden, was für sich gesehen schon eine kleine Herausforderung ist, zum anderen stellt sich dann aber die Frage, wie diese Syntaxbäume kontrolliert werden sollen.

Zur Frage, ob ein Moodle-Kurs mal mehr, mal weniger Sinn mache, erzählt mir eine Interviewpartnerin, dass sie Moodle für ein Praxis-Kolloquium nicht benutze, weil es, wie im vorherigen Interview bereits angedeutet, ‚eindirektional‘ sei. Was dabei erschwerend hinzu kommt ist, dass sich die Rechtsverwaltung als relativ komplex und umfangreich darstelle. Auch bei Blockseminaren erscheine ein aufwändig gestalteter Moodle-Kurs nicht effizient, angesichts der kurzen Dauer der Veranstaltungen. Allerdings gibt es Alternativen dazu. So kann man beispielsweise den Kurs auch thematisch und nicht chronologisch aufbauen. Die technischen Voraussetzungen sind also überwiegend gegeben, aber auch hier spielt die verflochtene Rechtsverwaltung wieder eine Rolle. Wie immer, stellt es natürlich auch einen unumgänglichen Zeitfaktor dar. Alles in allem ist man aber optimistisch:

„(...) Ich glaube auch, dass das noch anstrengend ist und dass das noch intuitiver wird, auf Ebenen, wo es tatsächlich nicht so toll ist. Aber schon allein diese Drag & Drop Funktionalität, die es ja auch jetzt seit ein paar Jahren gibt, wo ich die Dateien dann einfach reinziehe in den Kurs, das war ein extremer Sprung. Das hat das Leben den Leuten extrem viel einfacher gemacht.“

Es ist also bei weitem nicht alles schlecht! Im Verlauf des Interviews kommen wir auch auf die Moodle-App zu sprechen, ein Thema, das mich als eine von vielen Smartphone-BesitzerInnen natürlich besonders interessiert. Die Freischaltung der App würde nicht nur einen Sprung in der zeitgemäßen Digitalisierung an der Universität darstellen, sondern auch den Zugriff auf Kurse von unterwegs enorm erleichtern⁵.

Ich erinnere mich an den Hinweis zum Moodle Support Team aus meinem zweiten Interview. Dieses Interview würde für mich sozusagen ein i-Tüpfelchen bilden und noch einmal einen anderen Blickwinkel auf den Sachverhalt eröffnen; ich nehme also Kontakt auf. Für das Interview mit Frau Schmidt treffe ich mich in einem Büro in einem der oberen Stockwerke

5. Update Oktober 17: Die Moodle-App ist einsatzbereit und kann von HU-Studierenden benutzt werden.

über dem Grimm-Zentrum mit ihr. In luftiger Höhe, mit dem Bahnhof Friedrichstraße zu unseren Füßen, hat meine nächste Gesprächspartnerin einen Arbeitsplatz mit spektakulärer Aussicht über Berlin. Als eine der AnsprechpartnerInnen für die DozentInnen, hat sie wohl einen differenzierteren Überblick über eventuelle Fachspezifiken und allgemeine Probleme der Lehrenden. Was Ersteres betrifft, kann sie einen bisherigen Trend bestätigen, der mir auch bei meinen eigenen Beobachtungen schon aufgefallen ist: Partiiell (nach ihrer Schätzung um die 10%) werde das vorhandene Potenzial von Moodle sehr gut ausgeschöpft, doch ein Großteil der Lehrenden geht selten über die Standard-Funktionen, wie Hochladen von PDFs hinaus, wodurch es zu so einer Art Kluft in der Moodle Nutzung kommt – Frau Schmidt nennt das treffend „die PDF-Schleuder“. Sie spricht außerdem davon, dass es ursprünglich der Plan war, Moodle bei den Studierenden zu verbreiten, „damit die Nachfrage aus der Tiefe nach oben kommt“ und weiter: „Das wär’ ja quasi ganz optimal, und würde auch gleich weiter in die Schulen getragen werden, aber da hängt’s in der Tat bei den Lehrenden, die schwer zu motivieren sind.“ Wo liegt also das Problem? Sind meine Dozenten einfach nur faul? Wohl eher nicht. Die Moodle-Expertin sieht das Problem hier unter anderem auch beim OpenSource-Charakter der Lernplattform und nennt ein Beispiel:

„Deswegen ist z.B. wenn man Nutzer im Kurs einschreibt, immer noch -ganz unlogisch- der Button da oben rechts, obwohl er in allen anderen Einstellungen unten links ist. Das ist ja ein wichtiges Element für Benutzerführung. Aber aufgrund der Tatsache, dass so viele verschiedene Entwickler mit dran arbeiten, ist es auch ganz schwer das einzuhalten.“

Ein bisschen trägt also auch das Programm dazu bei, dass manche DozentInnen etwas abgeschreckt weiterhin auf traditionelle, vertraute Methoden zurückgreifen. Soweit meine Gesprächspartnerin sagen kann, sind es zudem größtenteils AutodidaktInnen, mit denen sie Kontakt hat. Ihre abschließende Bemerkung beleuchtet zudem eine weitere Facette: Moodle eigne sich besonders für Fachrichtungen, in denen vorrangig mit Texten gearbeitet werde, also beispielsweise an den geisteswissenschaftlichen Fakultäten, wo der Inhalt mithilfe von Texten in Form von Texten generiert wird (also sehr ‚moodle-kompatibel‘ ist), während es bei naturwissenschaftlichen Fachrichtungen oft auf Visualisierungen ankomme, für die in manchen Fällen erst noch ein weiteres ergänzendes Tool eingesetzt werden müsste.

Bei meinen Beobachtungen zu Funktionen und Aktivitäten in den von mir belegten Kursen, konnte ich die Tendenz feststellen, dass die Nutzungsweise in den Ethnologie-Kursen meist vielfältiger ist, das heißt, die Kurse decken einerseits ein größeres Spek-

trum an Funktionen ab und werden andererseits auch häufiger sowohl von Studierenden als auch Dozierenden frequentiert. Die Gründe für die fachspezifischen Unterschiede sind nicht immer pauschal zu benennen. Am deutlichsten kommt zum Tragen, dass die Aneignung von Kenntnissen über die Nutzung von Moodle nach Aussage der befragten Kurs-Verantwortlichen immer noch ein Lernprozess ist und viel mit learning by doing zu tun hat, was wiederum eine Investition in Zeit darstellt. Das liegt vor allem an dem Grad der mangelnden Selbsterklärung der Moodle-Einstellungen. Diese sind zwar umfangreich, jedoch unübersichtlich. Hinzu kommt, dass durch gestörte sog. Click-Routinen die Bedienung von Moodle, vor allem für AnfängerInnen erschwert wird. Ein Punkt, der dem OpenSource-Charakter geschuldet ist und auf den die Entwickler verstärkt ihren Fokus legen. Durch diese Hindernisse kann es schnell zu einer gewissen Frustration bei den Lehrenden kommen.

Entschädigt wird man, weil man Dinge, wie z.B. den Seminarplan, verlagern kann. Der Aufwand über das Semester lässt sich sogar weiter minimieren, wenn man im Vorhinein mehr Zeit investiert. Vorlagen können sich hier, wenn auch begrenzt, lohnen, was insbesondere für Pflichtveranstaltungen gilt, da sich die Inhalte dieser Kurse meist nur geringfügig verändern. Ein weiterer Pluspunkt ist, dass sich der Kontakt zu den Studierenden über Moodle ziemlich direkt gestalten lässt.

Ich persönlich bin während der Vorlesungszeit tagtäglich, meist sogar mehrmals am Tag auf Moodle und möchte es nicht missen. Was ich daher besonders an Moodle schätze ist, dass ich alle relevanten Daten auf einen Klick zur Verfügung habe, seien es Kontakte zu anderen KursteilnehmerInnen, Aufgabenstellungen für das Semester oder die PowerPoint der DozentInnen. Das ist jedoch nur der Fall, wenn die Lehrenden diese Materialien auch zur Verfügung stellen. Tun sie es nicht, kann das zwar an einer Besonderheit des Kurses liegen, meist liegt es jedoch daran, dass es zunächst einmal einen sicheren Umgang mit Moodle voraussetzt, um einen ausgewogenen und informativen Kurs erstellen zu können. Viele der DozentInnen sind Autodidakten, ein weiterer Hinweis darauf, dass ein größerer Wert auf die Vermittlung des Know-How’s sinnvoll sein kann, wenngleich partiell das Potenzial sehr wohl ausgeschöpft wird. Zudem vermute ich, dass DozentInnen, die nicht wie die meisten ihrer Studierenden digital natives sind, schnell die Motivation verlieren, sich in eine komplexe Benutzeroberfläche einzuarbeiten.

Für die Lehrenden sollte es Anreiz sein, sich mit den Möglichkeiten von Moodle auseinanderzusetzen, um eine differenzierte, spannende und kreative Lehre zu gestalten, die für alle Vorteile bringen kann. Eine Vertiefung von Kenntnissen macht sich in jedem Fall bezahlt. Moodle ist und bleibt, von allen unbestritten, ein Allrounder. Selbst meine letzte Interviewpartnerin, die sich professionell mit Moodle beschäftigt, ist immer wieder von den Möglichkeiten beeindruckt, mit denen sich Dinge in Moodle lösen lassen. Doch

die Lehrenden müssen erst befähigt und motiviert werden, bevor sie das Potenzial der Lernplattform voll ausschöpfen können.

Literatur

Ploder, Andrea; Stadlbauer, Johanna (2013): Autoethnographie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkskundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 116, S. 373–404. Online verfügbar unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-398316>, zuletzt geprüft am 08.07.2017.

Methodische Perspektiven: Eine Online- und WhatsApp- Umfrage

MATTHIAS VALENTIN / DENNIS WEIL

Die konventionelle Ethnographie erfordert langfristige Forschungsarbeit, ist daten- und zeitintensiv.

Im Folgenden zeigen zwei Beispiele, wie sich in kürzester Zeit durch den Einsatz medialer Datengewinnung -wie Online- und WhatsApp-Umfragen- detaillierte Daten erheben lassen, die das klassische Methodenspektrum erweitern und ergänzen können.

Online- Umfrage

Matthias Valentin

In der Ethnographie spielen quantitative Methoden eine untergeordnete Rolle. Die folgenden Überlegungen fragen mit einem Beispiel nach ihren Möglichkeiten und ihrem Stellenwert in der ethnographischen Forschungspraxis.

Methodischer Ansatz

In einer Online-Befragung wurden Studierende nach ihren Lernorten und der Nutzung von Moodle befragt. Dabei ging es auch um die Frage, wie die klassischen qualitativen ethnographischen Methoden durch quantitative Verfahren ergänzt und erweitert werden können.

Die quantitative Datenerhebung ist keine gängige Methode der Ethnographie. Dennoch erschien sie mir in dieser Forschungskonstellation eine passende Ergänzung zu den qualitativen Methoden. In einer Wissenschaft, in der Interdisziplinarität eine wichtige Rolle spielt, sollte sich diese nicht nur in den Inhalten, sondern auch in den gewählten Forschungsmethoden widerspiegeln. Ein großer Nachteil der quantitativen Datenerhebung ist jedoch, dass es Ergebnisse gibt, deren Hintergrund und Entstehungsgeschichte sich durch die Anonymität der Umfrage nicht erschließen. Zudem sind es vorgegebene Aussagen, zu denen die befragten Personen Stellung nehmen können und keine von ihnen selbst generierten Gedanken, da man hierfür offene Fragen stellen müsste, was wiederum Züge eines qualitativen Interviews annimmt. Andererseits hat man den Vorteil der Menge. Diese

Methode gibt die Möglichkeit, innerhalb kurzer Zeit viele Daten von verschiedenen Personen zu generieren.

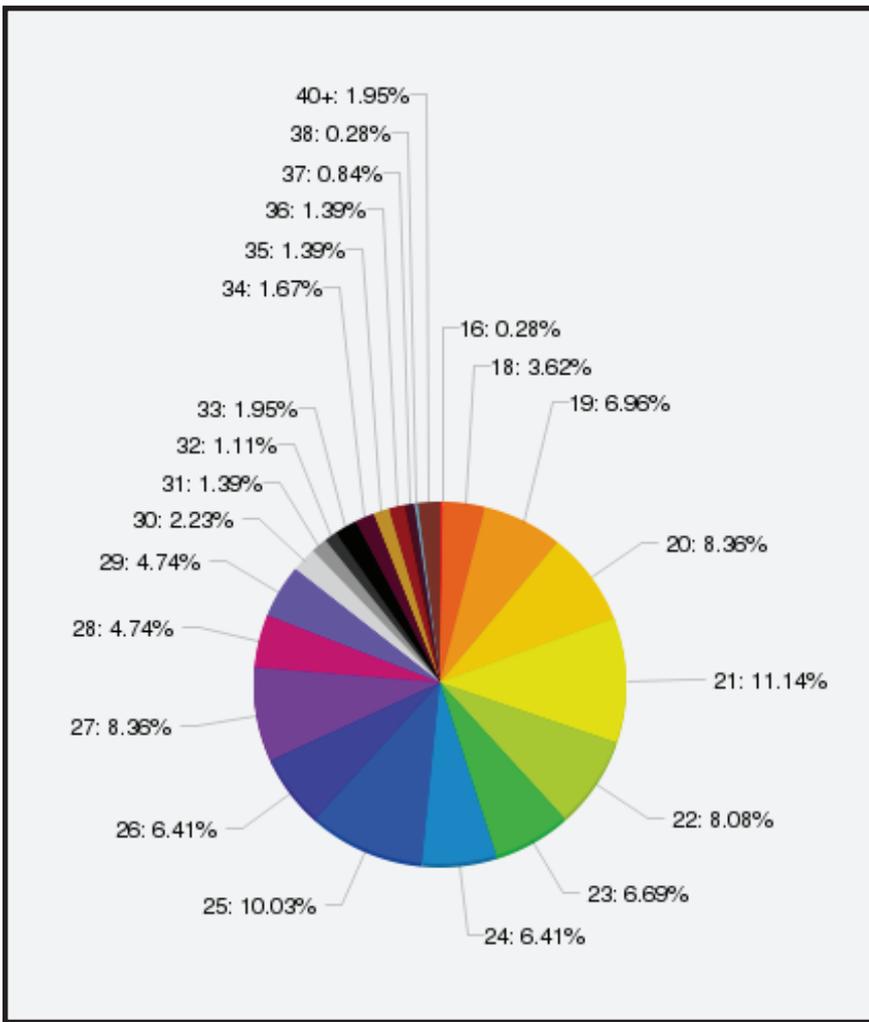
Geht es also um repräsentative Ergebnisse und nicht nur um ein Spotlight, ist die statistische Datenerhebung durchaus eine Zusatzoption im Methodenrepertoire der Ethnographie. Gerade wenn man über einen längeren Zeitraum forscht kann es sehr hilfreich sein, quantitative und qualitative „Abschnitte“ der Forschung zu haben, in denen statistisch erhobene Daten qualitativ hinterfragt und geprüft werden. Interessant sind in diesem Beziehung die in diesem Projekt durchgeführten Interviews mit vertiefenden Fragen zu Lernorten der Studierenden.

Umgekehrt können jedoch auch die qualitativ erhobenen Informationen mit quantitativen Recherchen- wie bei dieser explorativen Studie gedacht- geprüft werden. Zusammenfassend lässt sich auf jeden Fall sagen, dass die Online-Befragung in quantitativem Stil sinnvollerweise zusätzlich zu anderen Methoden verwendet werden kann, jedoch für sich allein stehend gerade im Bereich der Ethnographie wenig Arbeitsmaterial einbringt, da die nötige Tiefe und Persönlichkeit fehlt.

Analyse und Interpretation

Da mich die Frage nach der Nutzbarkeit quantitativer Forschung in der Ethnologie interessiert hat, spielt die Statistik eine zentrale Rolle in dieser Arbeit. Im Folgenden werde ich sowohl über die Ergebnisse einer Online-Umfrage zum Thema „Wie lernen Studierende heute?“ als auch über die quantitative Forschung in der Europäischen Ethnologie aus meiner Sicht schreiben. An der Umfrage nahmen über den Zeitraum eines Monats 376 Studierende über den E-Mail-Verteiler der Humboldt-Universität teil, die am Ende von 356 TeilnehmerInnen beantwortet wurde. Das Alter der Befragten erstreckt sich von 18 bis über 40, wobei der Großteil der TeilnehmerInnen 18 bis 29 Jahre alt ist. Die belegten Studienfächer verteilen sich gleichmäßig auf geistes- und naturwissenschaftliche Fächer. Abgesehen von Alter und Studienfach waren keine Fragen zur Person enthalten.

Der erste inhaltliche Teil der Umfrage ist den Lern-



orten gewidmet. Die erste Frage zu diesem Thema ist relativ simpel: „Wo lernst und arbeitest du hauptsächlich für die Uni?“ Das Ergebnis dieser Frage ist eindeutig: Mehr als drei Viertel der TeilnehmerInnen lernt und arbeitet am liebsten in den eigenen vier Wänden.

Es gibt jedoch auch einen relativ großen Anteil, der die Bibliothek als Lern- und Arbeitsort bevorzugt. Was erstaunlich gering ist, ist die Zahl derjenigen, die sich für die Option „Cafés etc.“ entschieden haben. Gerade mal fünf der über 350 Studierenden sind zum Arbeiten gerne von Kaffeegeruch und sich unterhaltenen Menschen umgeben.

Als Alternative zu Universitätsräumen oder das Zuhause kommt das Büro als Ort des Lernens und der Arbeit dazu. Die mehr als deutliche Tendenz zum Lernen zu Hause ist zwar nachvollziehbar, überrascht aber doch in ihrer Klarheit. Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie groß in der gewohnten Schlaf- Ess- und Freizeitumgebung die Versuchung der Prokrastination ist. Jedenfalls wird deutlich, dass der Aufwand, den Ort zu wechseln und einen speziellen Ort zum Lernen aufzusuchen, nur von einem verhältnismäßig kleinen Anteil der Studierenden auf sich genommen wird. Interessant ist hier die Frage nach dem Grund. Ist es das Grimm-Zentrum, das keine ausreichende

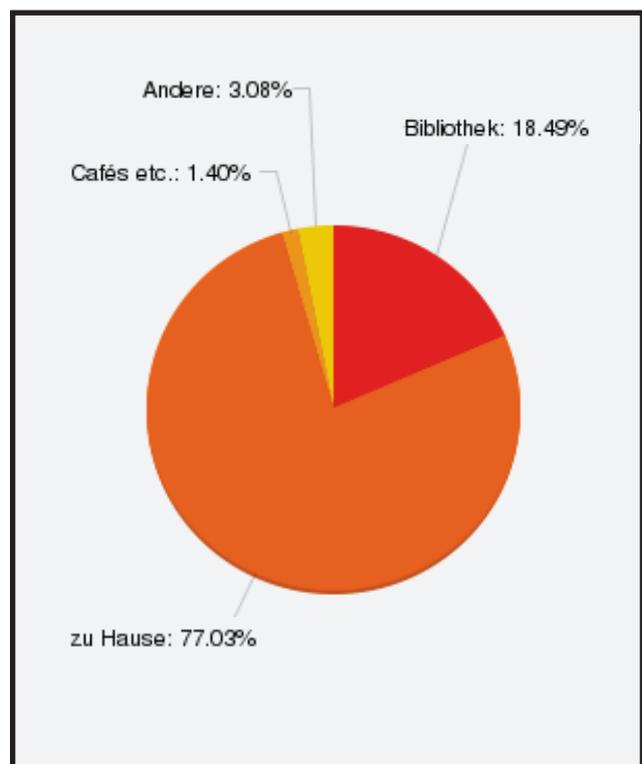


Abb. 3: Bewertungstabelle Lernorte

	stimme voll und ganz zu (1)		stimme eher zu (2)		stimme eher nicht zu (3)		stimme nicht zu (4)		stimme überhaupt nicht zu (5)		stimme überhaupt nicht zu (6)		Ø	±
	Σ	%	Σ	%	Σ	%	Σ	%	Σ	%	Σ	%		
	In meinem Studium ist es m...	90x	24,32	146x	39,46	83x	22,43	29x	7,84	12x	3,24	10x		
Ich arbeite gerne in einer G...	21x	5,71	70x	19,02	105x	28,53	95x	25,82	48x	13,04	29x	7,88	3,45	1,31
An der HU gibt es gute Mö...	29x	7,86	111x	30,08	116x	31,44	78x	21,14	24x	6,50	11x	2,98	2,97	1,17



Abb. 4: Bewertungstabelle Moodle

	stimme voll und ganz zu (1)		stimme eher zu (2)		stimme eher nicht zu (3)		stimme nicht zu (4)		stimme überhaupt nicht zu (5)		stimme überhaupt nicht zu (6)		Ø	±
	Σ	%	Σ	%	Σ	%	Σ	%	Σ	%	Σ	%		
	Die Benutzeroberfläche vo...	2x	0,56	26x	7,34	61x	17,23	111x	31,36	118x	33,33	36x		
Ich nutze Moodle nur für de...	98x	27,68	132x	37,29	62x	17,51	28x	7,91	28x	7,91	6x	1,69	2,36	1,27
Wie stark der Moodle-Kurs...	69x	19,49	138x	38,98	72x	20,34	43x	12,15	29x	8,19	3x	0,85	2,53	1,22
Je mehr Funktionen durch...	48x	13,75	107x	30,66	110x	31,52	59x	16,91	20x	5,73	5x	1,43	2,74	1,15
Einige Funktionen sind ge...	33x	9,71	117x	34,41	144x	42,35	30x	8,82	13x	3,82	3x	0,88	2,65	0,97
Moodle ist sehr relevant fü...	128x	36,36	132x	37,50	59x	16,76	19x	5,40	10x	2,84	4x	1,14	2,04	1,09



Lernqualitätssteigerung gegenüber dem Wohnzimmer bietet? Ist die Arbeitsatmosphäre in den Wohnungen der Befragten schon ausreichend? Welche Rolle spielt die Entfernung zu den Lernräumen der Universität? Was mit Sicherheit eine große Rolle spielt, ist die Reduktion des benötigten Arbeitsmaterials im digitalen Zeitalter. Online erhält man für viele Studiengänge mittlerweile Zugriff auf den Großteil der benötigten Quellen. Recherchieren, entwerfen und schreiben erfolgen an einem einzigen Gerät, das nur einer Steckdose und einem Internetanschluss bedarf. Das restliche Umfeld kann frei gewählt werden. So liegt es nicht fern, sich die Fahrzeit zu sparen und zum Lernen zu Hause zu bleiben. Was bei der Wahl des Lernortes zweifellos auch noch eine wichtige Rolle spielt, ist der Gemeinschaftsfaktor. Der Kontakt und Austausch mit den Mitstudierenden ist für die meisten ein wichtiges Thema. Dennoch entsprechen sich bei der Aussage „Ich arbeite gerne in einer Gruppe“ Zustimmung und Ablehnung.

Austausch muss also noch lange nicht heißen, dass man auch in einer Gruppenkonstellation lernt. Von der Universität geschaffene Möglichkeiten hier-

für sind vorhanden, jedoch nicht optimal: Mehr als 31% der TeilnehmerInnen stimmten der entsprechenden Aussage nicht zu.

Die Gruppe, die sich mit Moodle auseinandergesetzt hatte, brachte (umformuliert und zusammengefasst) folgende „Learnings“ aus dem Feld mit:

- Die Benutzeroberfläche von Moodle ist kompliziert gestaltet.
- Ich nutze Moodle nur für den Literatur-Download und Check aktueller Mitteilungen der Kurse.
- Wie stark der Moodle-Kurs genutzt wird, hängt von der Gestaltung ab.
- Je mehr Funktionen durch den/die Dozent/in freigeschaltet werden, umso mehr Aktivität gibt es auch bei Moodle.
- Einige Funktionen sind gelungen, wie zum Beispiel die Drag & Drop-Funktionen und allgemein die Vielfalt der Funktionen.
- Moodle ist sehr relevant für das Studium, es erspart Zeit und Papierkram.

Für die quantitative Überprüfung fasste ich die Learnings in einer Bewertungstabelle zusammen, um ein

Stimmungsbild zu den jeweiligen Aussagen zu erhalten.

Abgesehen von der ersten Aussage bestätigt die Umfrage jedes der Learnings. Mit der Gestaltung der Benutzeroberfläche sind die meisten jedoch anscheinend zufrieden.

Gerade die letzte Aussage, die nochmals die Relevanz der Plattform für das Studium hervorhebt, wird mit starker Zustimmung aufgenommen.

Es kann festgehalten werden, dass Moodle eine wichtige Rolle im Studium spielt und die Funktionen Bereitstellung von Materialien und organisatorische Mitteilungen auch zur Zufriedenheit der meisten NutzerInnen erfüllt. Natürlich hängt die Qualität des Kurses auch mit den Kompetenzen der Kursleitung zusammen. Die beste Möglichkeit, die Qualität der Plattform zu steigern, ist also die ausreichende Schulung von Lehrpersonen und Studierenden im Umgang mit Moodle, wobei man hier jedoch die Frage stellen muss, welchen Nutzungsgrad man erreichen will und wofür Moodle gedacht ist. Besteht bloß der Anspruch des „Funktionierens“, reicht die aktuelle Fassung aus, da sie alle notwendigen Funktionen vereint und die für das Studium relevanten Funktionen bietet. Blickt man jedoch auf Ästhetik und Einfachheit, kann man mit Sicherheit Verbesserungen vornehmen. Filtert man die Antworten nach den einzelnen Aussagen, lässt sich kein Zusammenhang zwischen den einzelnen Antworten erkennen, was eine weitere Interpretation des gesammelten Materials relativ schwierig macht.

WhatsApp-Befragung

Dennis Weil

Der folgende Beitrag reflektiert am Beispiel einer durchgeführten WhatsApp-Befragung die Möglichkeiten gegenüber einem Face-to-Face-Interview und entwickelt ein synoptisches Verfahren zur Auswertung der Daten.

Methodischer Ansatz

Unsere Forschungsgruppe beschäftigte sich mit den Lernorten von Studierenden. Welche Plätze suchen sie auf um ihrem selbstorganisierten Studium nachzugehen? Was macht diesen Ort besonders? Was macht einen guten Ort für das Studieren aus?

Interviewt wurden sieben Studierende, welchen ich die Frage stellte: An welchen Orten findet für dich dein selbstorganisiertes Studium statt? Aufgrund von Zeitmangel und der großen Distanz zwischen meinem Wohnort und dem Ort, an dem ich studiere, konnte ich nur wenige Face-to-Face-Interviews durchführen. Daher habe ich den Großteil der Interviews als WhatsApp-Sprachnachrichten-Chat geführt. Zusätzlich bat ich die Studierenden, mir ein Foto ihrer bevorzugten Lern- und Arbeitsplätze zuzusenden. Da

ich selten und dann für kurze Zeit in Berlin an der Universität bin, ergaben sich nur zwei Kurzinterviews unmittelbar vor einer Vorlesung und ein Interview auf der Fahrt im Regio nach Brandenburg.

Mein Vorgehen bestand in erster Linie aus der oben genannten Eingangsfrage und dem Hinweis, dass die Studierenden entweder per Sprachnachricht oder schriftlich im Chat antworten können. Etwa die Hälfte der Personen hat mir mündlich geantwortet, die anderen per Textnachricht.

Die Idee, die WhatsApp-Methode anzuwenden, ist mehr aus einer Not heraus entstanden und weniger experimentell intendiert gewesen. Mir war klar, dass ich nicht die Möglichkeit schaffen kann, intensive Face-to-Face-Gespräche führen zu können, wollte aber die Variante der E-Mail-Interviews vermeiden, da diese dazu tendieren, durchstrukturierte, weniger organische Antworten zu erzeugen.

Eine WhatsApp-Sprachnachricht kann vor dem Versenden nicht noch einmal angehört werden. Sie kann lediglich während der Aufnahme verworfen werden. Die Sprachnachricht schafft einen Quasi-Gesprächszustand, da sie in einem One-Take aufgenommen wird und die Wahrscheinlichkeit einer geplanten (gründlich strukturierten) Antwort verringert wird, wie es etwa bei schriftlichen E-Mail-Antworten der Fall sein kann. Ein Vorteil ist die Möglichkeit der zeitlichen Planbarkeit der Antwort. Die Frage kann jederzeit empfangen, eine Antwort aber dann erst aufgenommen werden, wenn die interviewte Person Zeit und Lust dazu hat. Ich als Interviewer kann Rückfragen ebenfalls zeitversetzt senden.

Ein Face-to-Face-Interview bietet jedoch die Möglichkeit einer größeren Vertiefung des Gesprächs und der Thematik; Rückfragen der Personen können direkt beantwortet werden, es können sich weitere Fragen zu anderen Bereichen des Themas ergeben, welche per WhatsApp eventuell erst einige Zeit später gelesen und noch später beantwortet werden. Durch die direkte physische Präsenz beider Teilnehmenden, kann im Face-to-Face-Interview eine größere Vertrautheit entstehen, welche wiederum auf die Vertiefung der Thematik einen positiven Einfluss haben kann.

Die WhatsApp-Methode kann ein ausführliches direktes Gespräch nicht ersetzen. Jedoch kann und sollte die WhatsApp-Methode als zusätzliches Werkzeug in Betracht gezogen und geprüft werden, ob im Sinne eines ethnologischen Erkenntnisgewinns (also fernab der eindimensionalen Informationsgewinnung) die WhatsApp-Methode einem schriftlichen Interview, wie etwa dem per E-Mail, vorgezogen werden sollte. Jedoch sollte sehr genau im Vorfeld abgesteckt werden, welche Punkte von Interesse sind und etwaige Nachfragen sollten zeitnah gestellt werden, da davon auszugehen ist, dass das Interesse an der Thematik einer höheren Flüchtigkeit unterliegt. Es ist schlussendlich nur eine WhatsApp Nachricht.

Analyse und Interpretation

Im Folgenden findet sich eine Zusammenfassung der sieben geführten Interviews:

Person A
Zitat:
„[...] oder ich mach' mir so Konzentrationsmusik aufs Ohr, das funktioniert auch ganz gut“
Studium:
Erziehungswissenschaften
Favorisierte Lernorte:
<p>Zuhause:</p> <ul style="list-style-type: none"> • In der Wohnstube, schöner großer Holz-Tisch im Erker • Bett • „Ich kann mich nur schlecht konzentrieren, wenn viele Sinneseindrücke vorhanden sind“ <p>Bei Gruppenarbeit:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Mini-Mensa bei der Bib • Frozen Yoghurt bei der Bib • bequeme Sessel

Person B
Zitat:
„[...] mit meinem Laptop auf dem Schoß – einen Schreibtisch habe ich nicht“
Studium:
Europäische Ethnologie
Favorisierte Lernorte:
<p>Texte Lesen, Referate vorbereiten:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Zuhause auf der Couch <p>Lernen für Klausuren:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Draußen an verschiedenen Orten (auf dem Campus, z.B. die Wiese vor dem Café Welt, auf Bänken im Tiergarten oder anderen Parks) <p>Schreiben von Hausarbeiten:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Im Grimmzentrum (Bib) „das hat etwas von Arbeitstag, mit konkretem Anfang und Ende“

Person C
Zitat:
„Eigentlich Zuhause am Schreibtisch aber jetzt mit Kind ist das nicht mehr so gut“
Studium:
Erziehungswissenschaften
Favorisierte Lernorte:
<p>In Cafés:</p> <p>„Ich brauch nen bisschen Geräusche und Menschen um mich herum, aber auch nicht zu viel, dass ich mich nicht konzentrieren kann“</p>
Foto-Beispiele:


Person D
Zitat:
„Zuhause kann ich nicht Arbeiten, da ist mein Kind.“
Studium:
Erziehungswissenschaften
Favorisierte Lernorte:

Schreibtisch im EWI-Institut (SHK):

„Da habe ich einen Schlüssel, und kann auch am Wochenende rein.“

Gruppenlernen:

„Ich hab letztes Jahr das tatsächlich das erste Mal gemacht. Wir haben stundenlang zusammengesessen, gelernt und Kaffee getrunken.“

Foto-Beispiele:**Person E****Zitat:**

„Zuhause kann ich nicht Arbeiten, da ist mein Kind.“

Studium:

Erziehungswissenschaften

Favorisierte Lernorte:

„Wo ich am liebsten lerne: Am liebsten lerne ich in der Bibliothek, weil ich mich dort am besten konzentrieren kann. Es ist ruhig und ich werde nicht so leicht abgelenkt, dadurch arbeite ich viel effektiver. Oft erscheint mir aber der Aufwand zu groß, ich muss im Voraus planen, ob ich genug Zeit habe und sich das Spintsuchen, Kleiderschließen, Platzsuchen lohnt. Ich muss meine Pausen im Voraus planen und mir Gedanken um Essen machen, dass ich vorbereite und mitnehme, weil ich nicht jedes Mal Geld ausgeben möchte. Da erscheint mir die Alternative in der Küche zu lernen doch häufig weniger umständlich, hier kann ich auf meine Tochter warten, wenn sie von der Schule kommt, bzw. sie kann spielen oder neben mir sitzen und malen während ich lerne, ich brauche also keinen Babysitter für diesen Zeitraum. Dafür dauert alles länger, oft räume ich auf und versuche die "perfekte Lernumgebung" zu schaffen, anstatt konzentriert meinen Aufgaben nachzugehen“

Foto-Beispiele:**Person F****Zitat:**

„Ich brauch' ein Platz mit Fenster, dass ich aufmachen kann“

Studium:

Sportwissenschaften

Favorisierte Lernorte:**Faktisches Wissen:**

alleine, in der Bib, mit viel Ruhe und

Zeit Wissen das Austausch bedarf:

Wohnatmosphäre in kleineren Gruppen

Person G**Zitat:**

„Ich hab kein Bock durch die Stadt zu fahren!“

Studium:

Erziehungswissenschaften

Favorisierte Lernorte:**Zuhause am Schreibtisch:**

„Ich hab einen total schönen Arbeitsplatz, dort erledige ich sehr gerne alles.“

„Ich kann meinen Schlafanzug anbehalten, mir einen Café machen [...]“

Gruppenarbeit:

Im Café oder bei jemanden zu Hause „Nur wenn es sich wirklich nicht vermeiden lässt!“

Foto-Beispiele:



Person H
Zitat:
„Ohne die Zeit im Zug wäre ich echt aufgeschmissen“
Studium:
Erziehungswissenschaften
Favorisierte Lernorte:
<p>Zuhause am Schreibtisch: Im Regio (45min Fahrt) „Die Zeit im Zug ist fest eingeplant. Meistens lese ich meine Texte da“</p> <p>Gruppenarbeit: meistens per Skype „Das funktioniert echt ganz gut. Ich kann nicht erwarten, dass irgendjemand hier raus kommt“</p>

Die von mir Interviewten Studierenden gaben größtenteils an, zu Hause am liebsten zu arbeiten. Gründe können sicherlich in der selbst hergestellten gemütlichen Arbeitsatmosphäre gesehen werden. Auch befindet sich zu Hause oft ein voll ausgestatteter Arbeitsplatz.

Nicht überraschend ist, dass Studierende mit eigenen Kindern das Zuhause eher als schwierigen Arbeitsplatz sehen, da die Kinder für Ablenkung sorgen. Im Fokus weitere Forschung könnte deshalb das Studieren mit Kind stehen. Inwiefern unterscheidet sich das Studieren mit Kind vom kinderlosen Studieren? Wie muß das Studieren organisiert werden, um ungestörtes Studieren/Lernen zu ermöglichen?

Die Bibliothek wurde ebenfalls häufig als Lernort genannt, nur stellt sie gewissermaßen eine Hemmschwelle in Form von Spintsuche, Planung des Aufenthalts und Ungemütlichkeit dar, die es zunächst zu überwinden gilt.

Alle Studierenden haben gemein, dass sie eine bewusste differenzierte Wahl ihres Arbeitsplatzes treffen und bestimmte, bedürfnisorientierte Anforderungen an diesen stellen. Der Ort des selbstorganisierten Studiums hat einen hohen Stellenwert für Studierende.

Impressum

Die Forschungsberichte sind das Ergebnis des Seminars „Kopieren statt exzerpieren-Wie lernen Studierende heute“ am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin im Sommersemester 2017.

Leitung:

Joachim Kallinich / Jörn Schulz

Studierende/Redaktion:

**Carolin Ave, Cindy Davis, Ronja Geier, Lisa Schellig,
Lisa Maria Schmedkord, Matthias Valentin, Dennis Weil**

Graphik Design:

Jesse Box

